

**Zeitschrift:** Zürcher Taschenbuch  
**Herausgeber:** Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde  
**Band:** 122 (2002)  
  
**Artikel:** Der Sieg der Liberalismus aus ländlicher Sicht  
**Autor:** Peter, Matthias  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-985019>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 03.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

MATTHIAS PETER

## Der Sieg des Liberalismus aus ländlicher Sicht

*Die politischen Umwälzungen der 1830er- und 1840er-Jahre  
und die Ausgestaltung des Schweizer Bundesstaates in den  
1850er-Jahren gespiegelt in den Aufzeichnungen des  
Fischenthaler Landwirts, Heimwebers und Volksschriftstellers  
Heinrich Senn (1827–1915).*

### I. Zu Heinrich Senn (1827–1915) und seinem Tagebuch

*Möchte ein Daseyn, wo nicht Schulden und Kapitale Einem die Träume schrecklich machen.*

Als die Eidgenossenschaft 1848 eine Verfassungsänderung nach dem Vorbild der Vereinigten Staaten von Nordamerika vornahm, brach für die Schweiz endgültig das liberale Zeitalter an. Am 12. September erklärte die Tagsatzung die neue Verfassung in Kraft, und in der Nacht vom 12. auf den 13. September loderten auch im Zürcher Oberland von Höhen und Bergen die Freudenfeuer.

Wie die ländliche Bevölkerung die Entwicklungen vor und nach diesem Einschnitt erlebte, lässt sich schön aus den Tagebüchern des Fischenthaler Landwirts und Heimwebers Heinrich Senn (1827–1915) ablesen. Er betätigte sich von 1850 bis 1885, von seinem 23. bis zu seinem 58. Lebensjahr, als getreuer Chronist seiner Zeit. Er beschrieb



mit akkurater, enger Handschrift 2700 Seiten in zehn Bänden. Blickt er in frühen Eintragungen verschiedentlich auf die Zustände vor der Gründung des Bundesstaates zurück, so wendet er sich danach vermehrt seiner unmittelbaren Gegenwart zu und lässt als aufmerksamer und kritischer Zeitgenosse kein öffentliches oder privates Ereignis unkommentiert vorüberziehen.

### *Schilderungen in kurzen Umrissen*

Wenn Heinrich Senn dabei anfänglich vor allem Leser aus seinem engsten Familienkreis vor Augen gehabt haben mag, so finden sich doch zahlreiche Notizen, die zeigen, dass er seiner Zeitzeugenschaft über den rein privaten Zweck hinaus ein allgemeines Interesse einräumte. Seine Absichten bleiben widersprüchlich. Spricht er wiederholt die Überzeugung aus, es werde ja nie öffentlich werden, was er schreibe, so sieht er sich doch immer wieder in der Rolle des Schriftstellers, der sich an ein breites Publikum wendet. *In der Folge will ich mich nun doch recht eigentlich damit abgeben, Schilderungen in kurzen Umrissen von unserm Leben u. Weben, Geniessen u. Entbehren nach allen Richtungen zu zeichnen*, nimmt er sich am 28. Mai 1854 vor. Solche Passagen hat Heinrich Senn 1862 selbst im Fischenthaler Bildungsverein, der sogenannten «Sonntagsgesellschaft», vorgelesen. Dass er sich als Volksschriftsteller verstand, dafür sprechen in den späteren Jahren auch gelegentliche Zeitungsbeiträge sowie die Bemühungen um die Veröffentlichung einer Sammlung von Gedichten, die aber letztlich unterbleiben musste.

### *Kleinbäuerliches Milieu*

Besonders bewunderungswürdig ist, unter welchen Umständen dieses Tagebuch entstand. Für das kleinbäuerliche Milieu, dem Heinrich Senn entstammte, ist es alles andere als typisch. Geboren war er am 19. Februar 1827 im Fischenthaler Weiler Enner-Lenzen als viertes der fünf Kinder seiner Eltern Hans Jakob Senn und Anna Diener. Als Zweijähriger erlebte er den Tod der ältesten Schwester, als Zehnjähriger den Tod der Mutter. Nach viermonatiger Witwerschaft verhei-



*Der Fischenthaler Landwirt und Heimweber Heinrich Senn und seine Frau Elisabeth Senn-Rüegg 1896 im Hellberg/Gossau im Kreis ihrer Kinder: (stehend v.l.) Amalie, Heinrich, Otto, Rudolf, Anna sowie (sitzend) Bertha und Wilhelmina.*



ratete sich der Vater ein zweites Mal. Die arbeitsame, aber hartherzige Stiefmutter Anna Kägi blieb seinen Kindern aus erster Ehe in unguter Erinnerung. Sieben Jahre nach der Hochzeit und nach dem Umzug der Familie in den Einzelhof Leiacher ob Steg am Weg zum Hörnli gesellte sich zu ihnen noch eine Stiefschwester hinzu.

### *Familiensitz Leiacher*

Im Sommer 1844 hatte der Vater den Leiacher als neuen Familiensitz zum Heimwesen im Enner-Lenzen hinzugekauft, das er fortan vermietete. Die Ländereien hier wie dort wurden von ihm und seiner Frau sowie den Söhnen Jakob und Heinrich bewirtschaftet. Die Tochter Barbara widmete sich vornehmlich der Heimweberei, während die jüngste Tochter Sette noch zu klein für die Güter- und Heimarbeit war und der älteste Sohn Rudolf ab 1845 mit seiner Frau eine eigene Haushaltung im Tanzplatz auf dem Hörnli führte. Ein Idyll stellten diese Verhältnisse beileibe nicht dar. Nachdem zwei Brüder aus der Gemeinde nach Amerika ausgewandert waren, sehnte sich auch Heinrich Senn aus dem Fischenthal hinweg. Er schreibt unterm 28. Mai 1854: *O, auch ich möchte auswandern! Möchte fort aus dem Bereich moosgrüner Abhänge u. grauer Felswände; möchte entrinnen dem mühsamen Geschäfte des ewigen Tragens bei allen landbaulichen Verrichtungen. Möchte ein Daseyn, wo nicht Schulden und Kapitale Einem die Träume schrecklich machen, den Schlaf rauben, u. jede Arbeit erschweren. Sein Traum, einmal Amerika zu sehen, sollte sich nicht erfüllen. Andere Wünsche von bescheidenerer Natur aber sollten Wirklichkeit werden: Eine Familie u. gute Bücher - zu meiner Gesellschaft im engern Sinne des Wortes genug - und ein lediges, freiliegendes Gütlein möchte ich eintauschen gegen ein Leben, wo Noth die Würze, Nachbarneid das tägliche Brod, Arbeit das strengste, unergibigste Handgeschäft u. Mangel der Stempel des Liegenden u. Fahrenden, Lebenden und Tödteten ist.*

### *Gute Bücher*

Am leichtesten zu erfüllen war der Wunsch nach guten Büchern. Gemeinsam mit dem drei Jahre älteren Bruder Jakob, der sich als

Dichter hervortun sollte, bemühte er sich seit geraumer Zeit schon um literarische Bildung. Ihre Lektüre bezogen sie per Boten aus Zürich, hauptsächlich aus der evangelischen Leihbibliothek, daneben erwarben sie aus ihren kümmerlichen Ersparnissen aber auch manchen Titel über die Antiquariatsbuchhandlung Siegfried. Neben Anthologien zur deutschen und zur Weltliteratur und zahlreichen klassischen Werken galt ihr Interesse vor allem der christlichen Lieddichtung, die sich Jakob in seinen Anfängen zum Vorbild eigener poetischer Produktion nahm.

### *Unverständnis und Förderung*

Im Elternhaus stiessen ihre Bestrebungen auf vollkommenes Unverständnis. Das Tagwerk ging in jedem Fall vor. Die Zeit zum Lesen und Studieren mussten sie dem Schlaf abstehlen. *Ich size hier bei Jakob am Tische u. schreibe*, notiert Heinrich Senn am 30. November 1850. *Es ist vie[r] Uhr Morgens, so wie wir alle Morgen um vier, einigemale auch um drei Uhr aufstanden*. Förderung erfuhren sie, besonders der dichterisch begabte Jakob, durch den Volksdichter Jakob Stutz, den sie ab 1847 in Sternenberg besuchten. Dessen Rat, sich durch die Führung eines Tagebuchs schriftstellerisch zu erproben, nahm sich vor allem Heinrich zu Herzen, wobei er sehr bald begann, die Tagesnotizen auf Zettel zu schreiben und nachträglich, meist am Sonntag, ins Tagebuch zu übertragen. Dies erlaubte ihm, viele Ereignisse aus gewonnener Distanz «vorausblickend» zu kommentieren und dadurch ihre Darstellung zu verdichten. Weisen die ersten Bände des Tagebuchs gelegentliche Einträge von Jakobs Hand auf, so kopierte Heinrich später dessen zahlreiche Briefe in gewissenhaften Abschriften hinein, da *alles von ihm* ihm wert war.

### *Eine eigene Familie*

Dass der Bruder Jakob im Frühjahr 1856 über freundschaftliche Vermittlung eine Stelle als Buchhandelsgehilfe im Antiquariat Siegfried in Zürich fand und den elterlichen Hof verliess, bedeutete für Heinrich einen grossen Verlust. Fortan sah er sich mit seinen Interessen auf sich

allein gestellt. So drängte sich der Wunsch nach einer eigenen Familie immer mehr in den Vordergrund. Im Herbst 1859 verheiratete er sich mit Elisabeth Rüegg (1839–1905) aus dem Fischenthaler Weiler Esch, die ihm zwischen 1860 bis 1878 sechzehn Kinder gebären sollte, von denen drei Knaben und vier Mädchen das Erwachsenenalter erreichten. Die Stiefmutter hätte Heinrich und seine Nachkommenschaft gerne zugunsten ihres eigenen Fleisch und Blutes vom Hof verdrängt. Nur mit Mühe hielt das junge Ehepaar ihren Böswilligkeiten stand. Erst nach dem Tod des Vaters im Jahre 1865 und dem Auszug der Stiefmutter zu ihrer inzwischen verheirateten Tochter ins Rietli, wo sie 1866 starb, wurde Heinrich Senn endlich unumstrittener Herr und Meister auf dem Leiacher, in dessen Bewirtschaftung und Aufschwung er seine besten Jahre investiert hatte. Von vieljähriger elterlicher Unterdrückung befreit blieben ihm noch immer Sorgen genug. Kam seine Frau Jahr für Jahr mit einem weiteren Kind nieder, so verringerten Krankheiten ihre Zahl wieder. Materielle Not blieb ein stetiger Begleiter. Die Mitgliedschaft in Kirchen-, Primar- und Sekundarschulpflege sowie die Stelle als Vogt, das heisst, Vormund von Personen, die eines Beistandes bedurften, stellten bis 1874 zusätzliche Belastungen dar.

### *Umzug in den Hellberg/Gossau*

Waren Heinrich Senns Wünsche nach guten Büchern und einer eigenen Familie in Erfüllung gegangen, jener nach einem neuen Heimwesen war noch offen. In den 80er-Jahren wurde er drängender denn je. Unwetter hatten wiederholt verheerende Erdrutsche auf den Wiesen und Weiden des Leiacher ausgelöst. Zudem verlangte das Heranwachsen der Kinder dringend Entscheidungen hinsichtlich ihrer Ausbildung und beruflichen Zukunft. Der Leiacher bot dafür längst keine Basis mehr. Erste Sondierungen nach einer Alternative hat Heinrich Senn in seinem Tagebuch noch verzeichnet. Im März 1885, da die Umzugspläne seine Zeit ganz beanspruchten, brechen die Eintragungen ab. Nach vielen Besichtigungen fiel die Wahl auf ein Gut mit Wirtschaft im Hellberg/Gossau. Im Juni 1886 erfolgte der Umzug. Der Leiacher, welcher der Familie Senn 42 Jahre lang als kümmerliche Existenz gedient hatte, wurde verkauft.



*Jetzt nicht mehr!*

Die Führung des Tagebuchs nahm Heinrich Senn nicht wieder auf. Doch hat er es in den Jahren vor seinem Tod noch einmal aufmerksam durchgesehen und manchen Eintrag durch Fussnoten ergänzt und manche jugendliche Überzeugung relativiert. Hatte er etwa im Januar 1852 in einem Vers geschrieben: *Das Heirathen möchte ich Jedem rathen*, so setzte er im September 1911 lakonisch hinzu: *Jetzt nicht mehr!* Im April 1905 war seine vielgeprüfte Frau Elisabeth Senn-Rüegg im Alter von 66 Jahren gestorben. Im September 1915 folgte Heinrich Senn ihr im Alter von 88 Jahren in den Tod nach.

## **II. Oberländer Zeitbilder – Aus Heinrich Senns Tagebuch**

### **1.) Die Umwälzungen der 1830er- und 1840er-Jahre**

*Die unseligen Schenkhöllen befestigten sich* – Gewerbefreiheit in den 1830er-Jahren

Der Gründung des Schweizer Bundesstaates ging in den 1830er-Jahren ein erster liberaler Umschwung voraus, welcher der aristokratischen Ordnung ein Ende setzte, die nach den Umwälzungen der Napoleonischen Epoche für fünfzehn Jahre «restauriert», das heisst, wiedererrichtet worden war.

Die Zürcher Regierung wurde nach einer Volksversammlung in Uster am 22. November 1830 in einem Memorial zu einer Verfassungsrevision im Sinne einer erweiterten Volksrepräsentanz aufgerufen und gab den Forderungen nach. Das neue liberale Regiment, das mit der Kantonsverfassung von 1831 wirksam wurde, trug bald schon Früchte.

Unterm 29. November 1854 schreibt Heinrich Senn in seinem Tagebuch dazu: *Es war in den Dreissigerjahren, als die Staatsverfassung aus ihren alten Zwangjacken gehoben und in ein neues bequemes Gewand gesteckt dem zürcherischen Volke unter andern Vergünstigungen auch grössere Gewerbsfreiheit gewährte. Demzufolge entstanden sogleich eine Masse neuer Wirthschaften.*

Den bis dahin im Fischenthal einzigen zwei Gasthäusern im Steg und im Oberhof erwuchs so reichlich Konkurrenz. Bald aber, fährt Heinrich Senn fort, sah man an einigen Orten auch die dunklen Seiten der neuen Freiheiten ein und besonders in unserer Gemeinde mögen Viele der Bessern das Verderbliche der vielen Trinkwinkel erkannt haben; denn es erhoben sich Stimmen, die laut darauf drangen, die Gemeinde solle sich von der Regierung die Vollmacht ausbitten, die Wirthschaften nach Gutdiinken beliebig zu beschränken und so viel möglich wieder auf die ehemalige Anzahl zurückzuführen, wo nur zwei Wirthschaften in der ganzen Gemeinde exestirten. Nun arbeitete aber der damalige Fischenthaler Pfarrer Salomon Schinz, der sich von einem Wirt vereinnahmen liess, erfolgreich gegen sie.

Heinrich Senn berichtet: Da sah sich ein Wirth auf der «Oriüti», der wohlbekannte «Präsident» Schoch in seinem Bestehen bedroht und ungesäumt mit kläglichen Vorstellungen eilte er zum Pfarrer und schilderte ihm seine Lage so erbärmlich wimmernd vor die Seele und bat, dass sich der Pfarrer seiner, des Bedrängten, annehmen sollte; denn, klagte er, wenn die neue Stimmung der Gemeinde durchzudringen vermöchte, so wäre er, der Präsident, ohne weiters ein ruinirter Mann, da er so grosse Kosten auf die Wirthschaftserrichtung verwendet habe. – Und gerade dieser Präsident (des Zunftgerichts) war Einer, der den Arm des gerecht richtenden Volkes am meisten zu fürchten gehabt. Nun – seine Klagen fanden beim Pfarrer williges Gehör; er selber, der Seelenhirt, begab sich sogleich nach Zürich und stellte einem Oberrn (dessen Namen u. Rang ich nicht mehr weiss,) die missliche Lage des Mannes vor, der zu Grunde gehen müsste, wenn die Gemeinde Vollmacht zur Entsetzung der Wirthschaften erhielte; es möchte doch eine wohlweise Regierung dieses beherzigen und nicht zugeben, dass die Gemeinde so nach eigenem Gutdiinken in dieser Sache handeln dürfe. Da erwiderte dem Fürbitter der Obere, und ihm seine Klagen gelinde verweisend, fragte er: Aber, ist es nicht besser, dass Einer im Volke verderbe, als dass das ganze Volk zu Grunde gehe? – Umsonst! – Des Pfarrers Wunsch drang vor dem Wunsche der Gemeinde durch, die unseligen Schenkhöllen befestigten sich immer mehr und diesem Gange des Hirten nach Zürich ist es beziehungsweise zuzuschreiben, dass eine Menge Schaafte das Opfer der gefährlichen Freiheit geworden ist.

Viele Jahre später, 1849 auf dem Sterbebett, habe Pfarrer Schinz, schreibt Heinrich Senn weiter, das merkwürdige Geständnis abgelegt: Damals verstand ich den Sinn der Worte noch nicht, die Jener zu mir sprach, und doch war ich schon ein bejahrter Mann und hiess ein Geistlicher. O, es war nur zu wahr – es wäre besser gewesen, dieser Eine wäre verdorben!! So überliefert es uns Heinrich Senn, der diese Geschichte natürlich aus zweiter



Hand erzählt. Der damalige Pfarrer Rebsamen hatte sie dem Bruder Jakob anvertraut.

### *Für ferner unfähig befunden – Die Reform des Volksschulwesens (1830er-Jahre)*

Das liberale Regiment der 1830er-Jahre, das dem späteren Bundesstaat den Boden bereitete, machte im Kanton Zürich vor allem mit der Volksbildung ernst. Nach dem Plan des gebürtigen Württembergers Thomas Scherr wurde eine allgemeine Volksschule geschaffen, die aus der obligatorischen Primarschule und Repetierschule sowie der freiwilligen Sekundarschule bestand.

Wie die Verhältnisse davor aussahen, davon gibt Heinrich Senn in seinem Tagebuch unterm 28. November 1852 ein Bild.

Er schreibt: *Vor etwa 50 Jahren hatten wir im Lenzen noch keine Schule und keinen Schulmeister; Als nun die Schule im Lenzen errichtet wurde, ward auf folgende Weise der Schulmeister dazu bestimmt: Der Pfarrer S[alomon] Schinz sprach zu den Männern der Schulbehörde, er wisse einen jungen Menschen auf dem Rainsperg, der wäre für diesen Posten tüchtig; seine Eltern wären des auch sehr froh, denn der junge Spitzbube sei ihnen ein rechtes Hauskreuz. Und ward dieser junge ungelehrte Bursche, seines Berufes ein Schneider, sogleich als Schulmeister eingesetzt. Seinen Schneiderberuf gab er nie ganz auf. Es mag dies etwa ums Jahr 1780 geschehen sein. Ums Jahr 1834 starb er als Siebenziger.*

Den Übergang von den alten zu den neuen Verhältnissen hat sehr schön Heinrich Senns Bruder, der Volksdichter Jakob Senn, in seinem Lebensroman «Ein Kind des Volkes» beschrieben. Zum ersten Lenzer Lehrer bemerkt er: *Ich erinnere mich an nichts, das ich ausschliesslich durch ihn gelernt, als die Elementarbegriffe der Schreibkunst.* Als in den 1830er-Jahren die Schulreform an die Hand genommen wurde, änderte sich daran vorerst nicht viel. Über den neuen Lehrer Felix Weber, der 1833 das Amt von seinem Vater übernahm, schreibt Jakob Senn: *Er hatte einen Kursus in dem neugegründeten Lehrerseminar durchgemacht und führte jetzt an der Hand neuer Lehrmittel auch eine ganz neue Lehrmethode und Schulordnung ein. Satzbildung, fährt er fort, habe der Lehrer nach einer kleinen trefflichen Sprachlehre energisch betrieben, so wenig er selber im Stande war, einen ordentlichen Satz zu produzieren.*

Diese Einschätzung des Lehrers Felix Weber bestätigt auch Heinrich Senn. Nach Webers Tod erinnert er sich unterm 31. Januar 1864: *Er war ein nicht sehr mit Talenten ausgestatteter, aber ein äusserst fleissiger u. eifriger Schulmeister. Von der heutigen Lehrerbildung besass er nicht die Hälfte, vielleicht nicht den Dritttheil.* Das war auch der Grund, weshalb er 1845 von seiner Stelle entsetzt wurde. Am 22. September 1854 notierte Heinrich Senn dazu: *Als [...] die meisten alten Schullehrer des Kantons wegen Untüchtigkeit, nach den neuen Forderungen zu lehren, ihrer Stellen entsagen mussten, da kam die Reihe (1845) auch an unsern Schulmeister Weber im Lenzen.* Die Bürger hätten ihn gerne behalten und wollten den Erziehungsrat wissen lassen, *dass man hier stets mit dem Schulmeister zufrieden gewesen sey u. ihn ferner gelten lassen wolle, mithin keinen andern begehre.* Dem habe, schreibt Heinrich Senn weiter, sein Vater einsichtig entgegnet: *Ich glaube nur, in dieser Angelegenheit nütze unser Berathen und Beschliessen nichts; denn wenn uns der Erziehungsrath einen neuen Lehrer geben will, weil er den alten für ferner unfähig befunden und erklärt hat, so werden wir es nicht ändern können.* So geschah es. Inzwischen war eine tüchtigere Generation von Volksbildnern herangezogen worden.

Dass die Reformen im Schulwesen nicht allseits begrüsst wurden, versteht sich von selbst. Unterm 22. September 1854 erzählt Heinrich Senn dazu eine bezeichnende Anekdote: *Nach den gegenwärtigen noch nicht alten Schulgesetzen muss jede Schule einige Landkarten besitzen. Als nun vor einigen Jahren die Weisung auch an unsere Schule Lenzen ergieng, dass sie solche Karten sich anschaffen solle, da kam es den meisten Bürgern sauer, gar Einigen unnütz vor, für derlei Dinge so schwer Geld zu opfern. Da stellte denn in einer Schulbürgerversammlung Einer den Antrag: Den Erziehungsrath soll man wissen lassen, dass wir hier keine[r] Karten bedürfen, jedenfalls als arme Männer auch keine anzuschaffen vermöchten; will man uns aber die Karten schenken, so wollen wir sie mit Dank annehmen.*

*Pfarrer und Vater waren anderer Meinung – Gründung von Sekundarschulen (1830er-Jahre)*

Mit der Volksschulreform regte das liberale Regiment der 1830er-Jahre auch die Gründung von Sekundarschulen an. Im Fischenthal erfolgte sie mit Verspätung. Aufgrund der vielen Neuerungen, die in der letzten Zeit in den Augen vieler nichts Gutes gebracht hatten,

lehnte die Gemeindeversammlung 1833 einen Vorschlag dazu ab. Kantonsrat Johannes Schoch im Grundbach bezog trotzdem von sich aus und vorsorglich die gesetzlich gewährten Jahresbeiträge für zu gründende Schulen. Als dieser Betrag 1837 von 400 auf 720 Franken erhöht wurde, nahmen er und Gemeindepräsident Kaspar Spörri einen zweiten Anlauf. Durch die eingegangenen Staatsbeiträge hatte sich bereits ein Fonds von 3190 Franken angesammelt. Es wurde eine Sekundarschulpflege gewählt, in der alle Schulteile vertreten waren. Sie versammelte sich erstmals im April 1838. Ein Schullokal fand sich im Schmittenbach. Nachdem sich 18 Schüler angemeldet hatten, konnte vom Erziehungsrat die Bewilligung zur Eröffnung der Schule eingeholt werden.

Die Brüder Jakob und Heinrich Senn hätten diese Schule auch gerne besucht. Sie blieb ihnen jedoch verwehrt, unter anderem weil sie kostenpflichtig war, das heisst, 16 Franken jährliches Schulgeld erfordert hätte. Jakob Senn hat in seinem Lebensroman «Ein Kind des Volkes» eindrücklich beschrieben, wie sich der Vater auf das Drängen des Schulmeisters Felix Weber *über das grosse Vorhaben Rat* beim Pfarrer holte, der ihm den klaren Bescheid gab: *Versteigt euch nicht in das geschulte Wesen*. Die dringliche Bitte des Lehrers, es wenigstens ein Jahr lang zu versuchen, fand daraufhin kein Gehör mehr.

Jakob Senns wenig schmeichelhafte Charakterisierung des Pfarrers, den er nach dem Vorbild von Salomon Schinz gezeichnet hat, wird durch seinen Bruder Heinrich bestätigt. Unterm 6. September 1851 notierte dieser in sein Tagebuch: *Pfarrer Schinz war ein träger Herr u. kein Freund von Wissenschaften*. Gleichwohl wurde er zum Präsidenten der Sekundarschulpflege gewählt. An gleicher Stelle spricht Heinrich Senn die bedauerliche Tatsache an, dass ihm wie dem Bruder Jakob die Sekundarschule trotz Lernbegierigkeit und nachgewiesener Begabung verwehrt blieb. Anlass dazu bot ihm die Belobigung der Schwester Sette als *gepriesenste Schülerin ihrer Klasse*. Dem Lehrer gefalle eben Settes Aufmerksamkeit und Pflichttreue, schreibt er, und fährt fort: *So hatten wirs Geschwister alle von Anfang an in der Schule gehabt u. immer den ersten Preis fast in allen Fächern davon getragen*. Zur Illustration erinnert er sich an sein letztes Examen.

Er schreibt: *Es war im Frühjahr 1844, da war Knecht Schulvisitorator und ich gieng das lezte Mal in die Alltagsschule. Ich hatte eine Examenschrift vorgelegt, deren Inhalt ein Gedicht zum Lob des Frühlings und ein vom «Schulmeister»*

*aufgetragener Aufsatz, überschrieben: «Was ist die Schule?» war. Das geistige Eigenthum gehörte meinem Bruder Jakob, die Anfangszeilen aber hatte ich mit kalligrafisch schöner Schrift gemalt – wie wenigstens ich und dem Anschein nach der Visitor meinte. Dieser habe der sauberen Handschrift wegen den ganzen halben Tag seine Blicke unverwandt auf ihn geheftet und ihm beim Hinausgehen mit inniger Wärme die Hand zum Abschied gedrückt. Und, fährt Heinrich fort, als wir draussen waren, frug er mit grosser Theilnahme meinen Verhältnissen u. Herkommen nach, und äusserte sein Bedauern darüber, wenn aus mir etwa nichts Anderes gebildet werden sollte, als ein gewöhnlicher Ortsbürger.*

Solche Auftritte hätten er und Jakob in und ausser der Schule noch mehr erlebt, hält Heinrich Senn ausdrücklich fest. Trotzdem blieb ihnen die Sekundarschule verwehrt. Die Eltern liessen sich durch Begebenheiten wie jene mit dem Schulvisitor Knecht wenig beeindrucken. Heinrich Senn aber blieb sie unvergesslich. Nach dem Tod Knechts erinnerte er sich ihrer am 5. Juli 1876 noch einmal: *Den ganzen Nachmittag wandte er kein Auge von mir ab und ich hörte, dass er meinte «aus dem sollte man Etwas zu machen suchen!» – Aber «De Pfarrer Schinz» und mein Vater waren anderer Meinung.*

*Es trat eine neue Epoche für diese Gegend ein – Bau der Tösstalstrasse (1830er-Jahre)*

Das liberale Regiment der 1830er-Jahre bewirkte neben Gewerbe-freiheit und Schulreform auch grosse Veränderungen im Verkehr. Durch den ganzen Kanton wurde ein breites Netz von Strassen angelegt. Das bislang weitgehend abgeschlossene Tösstal wurde zwischen 1832 und 1839 durch den Bau der Tösstalstrasse erschlossen.

Heinrich Senn erinnert sich unterm 16. Mai 1852 in seinem Tagebuch: *Im Spätherbst 1836 war es an unserer Kirchweih, dass die Brücken jugendlich schön und vollendet dalagen, so stolz und kühn, als würden sie aller Zeit Stand halten und mit Wohlgefallen schauten die Baumeister auf sie herab. Es trat auch so zu sagen eine neue Epoche für diese Gegend ein; es kamen mehr Fuhrwerke auf als vorher, denn alles musste vorher grosse Strecken weit durch die Töss geführt werden und die Übergänge über die Töss waren nur durch Stege gebildet für das Fussvolk. Es war schöner als vorher, als eine neue breite, glatte Strasse u. eben so schöne Brücken zum Fahren u. Gehen einluden, aber es kostete auch viel.*

Die ganze Strasse Winterthur-Wald kostete den Staat rund 360 000 Franken. Einzelnen kostete sie das Leben, wie Heinrich Senn unterm 23. Januar 1851 festhält. Er schreibt: *Als man im Jahre 1836 zum Brückenbau beim Steg Steine brach vom Schlossgubel u. sie zur Sommerszeit über die Stegwiese hinabschlittete, wobei auch mein Vater war, wurden sie einstmals des auf gefeuchteter Bahn dahinschiessenden Schlittens nicht mehr mächtig und liessen denselben laufen; ein alter Mann aber, ab dem Althörnli, sprang in tollkühnem Wahn vor den zermalmenden Schlitten hin, ihn aufzuhalten. Dabei sei ihm ein Arm zerschmettert worden, der ihm, wie man sagt, ganz aus der Schüssel genommen wurde. Zwei Tage später sei er seinen Qualen erlegen, denn: Damals war die Erfindung noch nicht bekannt u. geübt, durch Schwefeläther den Schmerz der Empfindung zu betäuben, während der Operation.*

Der Strassenbau veränderte neben dem allgemeinen Verkehr auch das Postwesen grundlegend. Bislang war der Geschäfts- und Briefverkehr durch Fussboten besorgt worden, nun wurden überall Postbüros eingerichtet: 1835 in Bauma und ein Jahr später ein weiteres in Wald.

Fischenthal liess die Postsachen anfänglich durch den Wächter in Bauma abholen, säumte aber nicht, ein Gesuch an das Postdepartement zu stellen, es möchte auch innerhalb der Gemeinde ein Postbüro eingerichtet werden. Die Drohung, künftig die Postsachen nicht mehr auf Gemeindekosten in Bauma abholen zu lassen, verschaffte diesem Gesuch Nachdruck. Es fand Berücksichtigung. Der Postkurs, der zwischen Winterthur und Bauma eingerichtet worden war, wurde bis Wald fortgesetzt, und 1841 erhielt auch Fischenthal ein Postbüro. Es wurde im Oberhof unterhalb des Gasthofs zur «Blume» eingerichtet.

Rückschau auf den Bau der Tösstalstrasse hatte Heinrich Senn am Sonntag, dem 16. Mai 1852, aus bestimmtem Anlass gehalten. Die 1836 gebauten Tössbrücken mussten nämlich zu diesem Zeitpunkt grundlegend erneuert werden. *Die beiden Brücken beim Steg über die Töss sind dieser Tage abgedeckt und es wird an neuen gearbeitet, sogar heute, schreibt er. Die Leute müssen durch die dermalen wasserarme Töss gehen und die Fuhrwerke ebenfalls u. dann weiter unten am Steg durch die Weid des Hauptmann Schaufelberger, die «Kuhweid» genannt, hinab, durch die Töss bis in [den] Lenzen. Die Brücke ausserhalb Boden ist jetzt fertig, auch neu. Es sind jetzt kaum 16 Jahre, seit diese Brücken mit der Strasse neu waren.*



*Es geschah an einer Landsgemeinde* – «Brand von Uster» (1832)  
und «Züriputsch» (1839)

Zur allgemeinen liberalen Entwicklung im Kanton Zürich während der 1830er-Jahre standen zwei herausragende Ereignisse in krassem Gegensatz: der «Brand von Uster» und der «Züriputsch». Sie scheinen auch in Heinrich Senns Tagebuch auf.

Zum zweiten Jahrestag der Volksversammlung, die dem Kanton Zürich 1830 den liberalen Umschwung beschert hatte, war auf den 22. November 1832 eine ausserordentliche Landsgemeinde nach Uster einberufen worden. Umwälzungen in der französischen Politik hatten damals gerade eine Absatzstockung im Webergewerbe ausgelöst. Die Heimweber, die diesen Zusammenhang nicht sahen, schrieben ihre Notlage allein dem Aufkommen der Webmaschinen zu und steckten die nahe des Landsgemeindeplatzes gelegene neue Webfabrik von Corrodi & Pfister in Brand.

Zwanzig Jahre später, da sich die Lage der Heimweber nochmals gravierend verschlechtert hatte, stellte Heinrich Senn eine Verbindung zu diesen Ereignissen her. Unterm 10. Februar 1852 hält er fest, vor etwa 30 Jahren habe mancher Weber noch mit Leichtigkeit wöchentlich zehn Gulden, das heisst, etwa 25 Franken, verdient, und er fährt fort: *Das mochten die Leute wol beherzigt haben, als sie im Jahr 1832 eine der ersten neuerrichteten Webermaschinen verbrannten. Es geschah dies an einer Land[s]gemeinde in Uster; da war es der Zweck von vornherein von Einzeln[en], ihrer Rache in Verbrennung dieser Maschine ein Genüge zu leisten, so bald sie nach Uster kommen werden. Aber das hinderte den Gang des Maschinenungeheuers keineswegs; auf der Brandstätte od. nahe dabei erhob sich in kürzester Zeit ein noch prächtigers Maschinengebäude als das vorherige, so wie anderwärts auch. Die Urheber des Brandes aber wurden in Menge dem Zuchthaus überliefert, Einige auf kurze Zeit, Einige für Lebenszeit. Besonders aus der Gemeinde Bärentschwyl, so übrigens aus den Berggemeinden überhaupt traf es die Meisten. Auch aus dem Lenzen waren Viele dabei; einer meiner Nachbarn ward drei Tage in Arrest gehalten, ein Anderer, Zimmermann im Rohr, mehrere Wochen. Die auf Lebenszeit Verurtheilten aber wurden nach dem s.g. «Züriputsch» 1839 von den Siegern befreit, darunter auch ein Fischenthaler war.*

Wie der Gang des Maschinenungeheuers hatte auch das liberale Regiment immer weiter ausgegriffen. Dass die Regierung in der Kirche den religiösen Freisinn begünstigte und den deutschen Theo-

logen David Friedrich Strauss an die Universität berief, wurde ihr aber letztlich zum Verhängnis. Sie wurde im erwähnten «Züriputsch» gestürzt. Heinrich Senn notierte dazu unterm 21. August 1853 in sein Tagebuch: *Kürzlich starb in Richterschweil ein reicher Fabrikherr Hürlimann-Landis, dem Völke allgemein dem Namen nach bekannt, seit er als Präsident eines Committee im Jahre 1839 Opposition gegen die Regierung machte, weil diese den ebenfalls damals dem Völke bekannt gewordenen ungläubigen Doktor Strauss als Professor der Theologie an die Hochschule in Zürich berufen hatte; Hürlimann aber, als auch schon die Entfernung Straussens aus Zürich geschehen war, doch auf Absetzung der Regierung drang, die auch am 6. September desselben Jahres durch Gewalt (wegen eingerücktem Landsturm) erfolgte. Diesen letzten Schritt, der ihn in den Augen der Welt in ein unrühmliches Licht stellte, habe er später bereut.*

*Dieser Hürlimann-Landis nun, schreibt Heinrich Senn wohlwollend weiter, hat den Gemeinden der Bezirke Hinweil und Pfäffikon Legate ausgestellt, von denen zufolge der Vertheilung seines Tochtermannes, Hrn. Prof. Schweizer in Zürich, 3000 – Dreitausend! Franken dem Fischenthal zufielen. Man sagt, das sei brav! und freut sich und lobt den toden Geber. O, würden sich noch mehr Reiche, wie sich selbst der edle tode Geber ausgedrückt habe, solche Denkmale in den Herzen der Nachwelt errichten – nach Hürlimanns eigenen Worten: «Brüken vom Reichthum zur Armuth bauen!»*

Als Heinrich Senn dies schrieb, bestand der Schweizer Bundesstaat bereits seit fünf Jahren. Der «Züriputsch» hatte die allgemeine liberale Entwicklung nur kurzfristig abzubremsen, nicht aber aufzuhalten vermocht.

### *Viele mussten leer abziehen – Die Hungersnot von 1845/47*

Der Gründung des Schweizer Bundesstaates ging eine schwere Hungersnot voraus. Das Jahr 1845 brachte feuchte, kalte Witterung und die für ganz Europa verheerende Kartoffelkrankheit. Im Herbst konnte nur ein Drittel des Normalertrags geerntet werden. Die Teuerung folgte auf dem Fuss. Der Brotpreis stieg bis zum Frühjahr 1847 auf das Dreifache. Um der grössten Not zu wehren, wurden überall Suppenanstalten eingerichtet, in Fischenthal im Oberhof und im Steg. Von den 2349 Einwohnern dieser Gemeinde mussten 1953 unterstützt werden. *Das Holz zum Kochen der Armensuppe wurde der Vor-*

steherschaft in Ueberfluss geschenkt, und wir gaben dazu zirka acht Fehrten (eine Fehrte = eine Bürde) Buchenholz, hält Heinrich Senn unterm 28. März 1850 in seinem Tagebuch fest.

Er hat diese Hungersnot als Achtzehn- bis Zwanzigjähriger erlebt und schreibt dazu: *Ich habe sie auch gesehen, diese Noth, die so grässlich dastand in aufgeschwollenen Gliedern u. Gesichtern, in tiefen hohlen Augenlöchern, von einer Thüre zur andern wankend. Ich war einmal dabei, als beim Steg die Almosensuppe gekocht und ausgetheilt wurde. Ganze Schaaren [von] alten Leuten und Kindern standen (es wurde nemlich in der Schützenhütte gekocht) um die Hütte herum mit Kesseln, irdenen Krügen und Milchtansen, in der Hütte selbst standen ganze Reihen den Wänden nach und verschlangen die siedend heisse Suppe. Als der grosse Kessel geleert war, fielen eine Schaar Kinder mit Löffeln wie hungrige Wölfe über denselben her, ihn auszuschleken u. zu kratzen. Viele mussten leer abziehen. – Doch manchmal, wenn sie so heimzogen mit ihren Tansen und Krügen voll Suppe, kam die jungen Knaben, wie ich solche aufs Hörnli gehen sah, das Johlen und Singen an: ächt im Sinne des Wortes: «Du nährst die jungen Raben.»*

Doch konnten eben nicht alle jungen Raben genügend genährt werden. Es kam vor, dass Menschen verhungerten oder, um Heinrich Senns alten Ausdruck zu verwenden, *hungerstarben*. Er schreibt: *In Wald hungerstarb in einer Familie ein drittes Kind, weil ihm seine zwei Geschwister, da die Eltern nicht bei Hause waren, eines Tages das Essen vorenthielten, und solches aus kindlicher Uebereilung selbst verschlangen. Auch im Fischenthal starb ein Mann vor Hunger, weil ihn nichts mehr sättigte, so viel er auch ass. Wer überleben wollte, musste oft zu ungewöhnlicher Nahrung greifen. Heinrich Senn berichtet: Aus dem Toggenburg kam ein Knabe durch das Fuchsloch ins Fischenthal und bat dringend um Katzen zum Essen. Ja, als die Noth nicht am grössten war, sah doch der Vater an einem Orte ein Gericht zu Mittagessen, welches er nicht kannte, und da er fragte, was es sei, sagten sie: Es seien Mehklösse von gedörrten Erdäpfelschnitzen, aber eben von so kranken, schwarzen, wie es seit 1845 gegeben hat; die Farbe glich ganz der Asche. Und sie setzten noch begirig hinzu: Wenn man nur viel solcher Schnitze hätte.*

Der Gemeinde Fischenthal blieb aus diesen Jahren eine tausendgul-dige Maismehlschuld zurück, derentwegen ihr im März 1850 der Fallimentsruf zukam, das heisst, der Konkurs erklärt wurde. Die Noth war wahrhaftig gross, schreibt Heinrich Senn unterm 28. März 1850 dazu, denn als Massstab derselben hob der Präsident bei einer Gemeindsberathung im letzten Jahre zur Tilgung der Schulden folgende Thatsache hervor: dass nur allein



*im Monat May 1847 an 2800 Gulden Werth unsrer Gemeinde geschenkt worden sey – und nun doch die vielen tausend Gulden Schulden.*

Als der schwere Winter des Jahres 1846/47 endlich überstanden war, brach überaus schön wie seit Jahren nicht mehr der Mai an. Schnell standen die Gewächse in Pracht, besonders die Obstbäume. Die Ernte fiel gut aus, sodass die öffentlichen Spenden von Staat, Gemeinden und Privaten eingestellt werden konnten. Die Preise für Lebensmittel sanken wieder auf ihren alten Stand. Und im Herbst geriet das Obst wie lange nicht mehr. *In diesem Jahre haben wir so viel Obst gedörft, dass wir im folgenden Jahre fast aus puren Obstschnitzen lebten od. in Ermangelung [von] etwas Anderem leben mussten*, hält Heinrich Senn unterm 29. Juli 1850 in seinem Tagebuch fest.

*Sonderbundsschuld wegen dem Sonderbundskrieg – Sieg der Liberalen über die Konservativen (1847)*

Vor dem Hintergrund der Ernährungskrise von 1845/47 hatte sich der eidgenössische Konflikt zwischen Liberalen und Konservativen verschärft. Zur Abwehr des Liberalismus beriefen die katholischen Innerschweizer Kantone Jesuiten nach Luzern. Freischarenzüge Reformierter versuchten, die konservativen Regierungen zu stürzen. Ein konfessioneller Sonderbund war die Folge, der von der übrigen Eidgenossenschaft nicht geduldet werden konnte. Es kam zum Bürgerkrieg. General Dufour führte 99 000 Mann der eidgenössischen Truppen gegen die Widerspenstigen.

Weder Heinrich Senn noch sein älterer Bruder Jakob wurden in diesen eidgenössischen Konflikt direkt verwickelt. Sie waren beide nach der Musterung und dem Vorsprechen vor der Wundschaukommission in Zürich für dienstuntauglich erklärt worden. In seinem Lebensroman «Ein Kind des Volkes» hat Jakob Senn seine militärischen Erfahrungen beschrieben und ein Bild der rudimentären soldatischen Ausbildung der Milizionäre gezeichnet. Seine Musterung fiel ins Jahr 1844. Zur *Einübung der militärischen Regeln* wurde er mit seinen Jahrgängern in den Oberhof beordert.

Er schreibt: *Der surrige Instruktor ordnete die Mannschaft der körperlichen Grösse nach schön abgestuft in Front, ich war der Kleinsten einer und der Instruktor hiess uns Letzte ironisch eintreten wie wir könnten und möchten, da*

*bei uns der Unterschied aufhöre.* Bei den Übungen stellt es sich jedoch heraus, dass es gerade die Kleinsten sind, die sie mit Bravour absolvieren. *Nicht Gleiches konnte von dem hochgeschätzten rechten Flügel gesagt werden, die langen Beine und dickschaligen Köpfe brauchten Zeit, das Ding zu kapieren, sie zeigten die lächerlichste Unbehilflichkeit und machten, dass schon am dritten Tage der Geduldfaden des Drillmeisters riss und er seinen Genossen in unserm Pärchen allerliebste Münsterchen von Beweglichkeit und Dressur vorführte.*

Trotzdem sprach Jakob Senn das Militärische wenig an. Es sei auch niemand da gewesen, hält er fest, der ihm *den hohen Beruf des Vaterlandsverteidigers in's rechte Licht* gesetzt habe, wonach ihm alles *nicht als ein ernstes Werk, sondern als ein Spiel* erschien, dessen *Theilnehmer weit weniger durch die Pflicht als durch das Vergnügen bestimmt würden.* Er wünschte, von der Militärpflicht befreit zu werden, und wurde tatsächlich aufgrund seiner Kurzsichtigkeit dispensiert.

Jakob Senn brauchte also nicht zu fürchten, eingezogen zu werden, als drei Jahre später, 1847, der Sonderbundskrieg ausbrach. Andere Fischenthaler aber erhielten ein Aufgebot. Der Gemeindepräsident befand sich unter ihnen. Die Gemeinde wollte ihn in so ernster Zeit aber nicht missen und richtete ein gut begründetes Gesuch an den Regierungsrat, diesen unentbehrlichen Mann zu dispensieren. Die Behörden sorgten auch für die Angehörigen der Eingerückten und bestellten eine Kommission, die jene 90 Dienstpflichtigen, die noch nicht einberufen worden waren, zu Hilfeleistungen an die Familien der im Felde Stehenden anhalten sollte. Ihnen wurde eine Steuer von 1 bis 4 Batzen auferlegt, die zur Unterstützung der Familien von Eingerückten diene. Eine Frau mit Kindern erhielt wöchentlich 14 Schilling. So berichtet Hermann Lüssi in seiner Fischenthaler Chronik.

Die Bilanz des Krieges, der am 3. November begann und nach der Kapitulation des Sonderbundes am 30. November zu Ende ging, zeigte 60 Tote und 386 Verwundete auf liberaler, 33 Tote und 124 Verwundete auf konservativer Seite. Die Kräfte der Erneuerung hatten gesiegt und dadurch die Voraussetzung für die Gründung des Schweizer Bundesstaates geschaffen. Heinrich Senn berührt diesen Konflikt in seinem Tagebuch nur ein einziges Mal. Unterm 15. April 1852 vermerkt er: *Heute brachte Setti einen gedruckten Zettel, eine Einladung zur Subskription im Kt. Zürich zur Tilgung der Sonderbundsschuld, welche seit 1847 wegen dem Sonderbundskrieg auf den 7 kleinern Kantonen der Schweiz haftet, als die die Ueberwundenen waren.* Das heisst, den besiegten Sonderbunds-

kantonen wurden die Kriegskosten erlassen, was für das weitere friedliche Zusammenleben sehr förderlich war.

## **2.) Die Ausgestaltung des Schweizer Bundesstaates in den 1850er-Jahren**

*Vor die Wundschaukommission* – Neuordnung des Wehrwesens (1850)

Die Bundesverfassung von 1848 beseitigte die wichtigsten Hindernisse für eine ungehemmte wirtschaftliche Entwicklung. Die Vereinheitlichung des Post-, Zoll- und Münzwesens stand zuoberst auf dem Programm. Aber auch das Wehrwesen erfuhr durch ein neues Militärgesetz und die Schaffung eines eidgenössischen Militärdepartements im Jahre 1850 schnell eine grundlegende Umgestaltung. Den Kantonen wurde die Ausbildung der Infanterie – unter Oberaufsicht des Bundes – belassen. Im Volksmund nannte man diese Ausbildung damals *Lehre laufe*, eine *gewöhnliche Redensart, durch die man den Militärdienst im ersten Jahre des Rekruten bezeichnet*, wie Heinrich Senn unterm 29. Mai 1853 in seinem Tagebuch festhält.

Die Kosten für die militärische Ausrüstung hatte zu jener Zeit noch jeder, auch der Ärmste, selber zu bestreiten. Nachdem Heinrich Senn am 13. Oktober 1850 zwei Burschen ab dem Karrershörnli einige Kleidungsstücke verkauft hatte, bemerkte er: *Weiter fragten sie u. ich zeigte ihnen noch eine Kravate (Grawati) die ich in meinem Exerzierjahr 1847 habe kaufen müssen für 11 Schilling. Sie war noch völlig wie neu, ich trage halt gewöhnlich überaus Sorge zu allem, ich forderte 6 Schilling dafür, was sie auch werth war, besonders da der Käufer sie nächsten Frühling bemühen muss.* Seine militärischen Erfahrungen waren insgesamt nicht viel reichhaltiger ausgefallen als diejenigen seines Bruders Jakob, der wegen Kurzsichtigkeit vom Dienst dispensiert worden war. Unterm 17. September 1850 vermerkt er in seinem Tagebuch, dass er sowohl 1847 als auch 1849 im Pfarrhaus einen Taufschein *vor die Wundschaukommission in Zürich* holte. Die Reise, die er in dieser Angelegenheit im Herbst 1849 in Begleitung Jakobs nach Zürich unternahm, erinnert er in seinem Tagebuch unterm 4. Oktober 1850 als einen *schönen Tag*. Ausführlich beschreibt er den Marsch nach Stettbach und – nach der Übernachtung bei Bauern – am nächsten Morgen nach Zürich. Die eigentliche

*Vorlassung vor der Wundschaukommission in der Kaserne* hingegen berührt er nur am Rande, rühmt aber sein Glück, *unter Vielen vielleicht einzig* gewesen zu sein, der *ganz durchgestrichen u. in die zweite Klasse* gestellt worden war. Über die Umstände dazu bekennt er freimütig: *Meine Freude war gross über die Befreiung vom Militärdienst, wozu mir das Vorgeben, mir mangelnden guten Gehörs u. ein mir inwohnender Schwindel verhalfen, welch beides, zwar nicht in einem solchen Grade, wahr ist. Die zusammenhängliche Darstellung meiner Zustände glaube ich eines Theils einem Buch über Semiotik von Ludwig Lang zu verdanken. Da zeigte es sich, wozu Lektüre gut war.*

So entgingen die Brüder Jakob und Heinrich Senn beide dem Militärdienst, der im Jahre 1850 neu organisiert wurde. Die Rekrutenschule dauerte neuerdings für Füsiliere 28, Jäger 35 und Dragoner 42 Tage. Die jährlich oder alle zwei Jahre stattfindenden Wiederholungskurse umfassten drei bis sechs Tage. Wer nicht daran teilnahm, musste Ersatz leisten. Er betrug für die Brüder Senn zusammen 11 Franken 76 Rappen jährlich. Zum Vergleich: Ein *dreipfündiges Mittelbrot* kostete damals 51 Rappen. Beim Einziehen des Militärersatzes ging es allerdings nicht immer mit rechten Dingen zu. Das vermerkt Heinrich Senn unterm 2. Juli 1854 und 18. Mai 1855. Der Fischenthaler Sektionschef Spörri zog nämlich von allen eine *Bezugsgebühr* von 30 Rappen ein, die er nur von Säumigen hätte fordern dürfen. Als die Gemeinde Fischenthal ab 1855 ihre Publikationen nicht mehr nur von der Kanzel verlesen, sondern offiziell im «Allmann» publizieren liess, war ihm dies – des gedruckten Wortlautes wegen – nicht mehr möglich. Spörri sei *aber auch durch jene 30 u. wieder 30 Rp. nicht reich geworden*, hält Heinrich Senn unterm 18. Mai 1855 fest, und fährt fort: *Er ist augenscheinlich gegenwärtig eher sehr arm. Denn Spörri, der einst beinahe Gemeindammann geworden wäre, war heuer nicht einmal Zwanziger geworden, d. h. statt beinahe die Hälfte der Stimmen erhielt er heuer bloss zwanzig – künftig wie manche noch?!*

*Da die Posten das Beste wegnehmen – Neuorganisation des Postwesens (1848/49)*

Im Kanton Zürich waren 1843 die ersten Briefmarken der Schweiz zur Ausgabe gelangt. Die Vierrappenmarke galt für die Lokalpost, die

*Cantonal-Taxe* betrug 6 Rappen. Zuvor hatte das Porto grundsätzlich der Empfänger bezahlt. Sechs Jahre später übernahm nun der neugegründete Bundesstaat das Postwesen. Im Oktober 1849 wurden Posttarife für den Inlandverkehr erlassen, die nach Entfernungen und Gewicht gestaffelt waren. Im Mai 1850 wurden Briefmarken für den Postverkehr in der ganzen Schweiz ausgegeben. Bis zu diesem Zeitpunkt erbrachte man diesen Nachweis mit Stempelaufdrucken.

Die stetigen Veränderungen führten gelegentlich zu persönlichen Verlusten. Weil er Ende 1851 den Termin zum Umtausch einiger ausser Kraft gesetzter Wertzeichen verpasst hatte, blieb Heinrich Senn am 3. Januar 1852 das Nachsehen. Er schreibt: *Ich gieng noch auf die Post; dort wollte ich noch einige «Frankomarken» abstellen, die wir unlängst gekauft hatten, weil sie ausser Geltung gekommen sind. Es sind diese Frankomarken Zeddelchen, die man auf der Post kaufen muss. Um dann einen Brief Franko zu versenden, hat man nichts zu thun, als ein solches Zeddelchen darauf zu kleiben, je nach dem Werthe, als die Gebühr von dem aufgegebenen Brief od. Päcklein beträgt. Ich kam aber zu spät mit meiner Auswechslung, die im alten Jahr hätte geschehen sollen; denn mit dem neuen gelten andere, nach dem neuen Schweizergeld zugerichtete Marken.*

Die Organisation der Post auf Bundesebene bedeutete einen grossen Fortschritt, schlug aber für einen ganzen Berufszweig zum Nachteil aus. Das private Botenfuhrwesen war dem Untergang geweiht.

Die Brüder Heinrich und Jakob Senn hatten ihren Verkehr mit der Evangelischen Leihbibliothek in Zürich stets über die Fischenthaler Zürich-Boten abgewickelt. Zuerst über Diggelmann in der Bodmen, nach dessen Tod im März 1851 über Spörri im Oberhof. Über Diggelmann schreibt Heinrich Senn unterm 21. März 1851 in einem Nachruf: *Ob er auch aus Armut in letzten Jahren in seinem Botenamt Manches nicht nach Gebühr, Regel und Botenpflicht versah, nämlich zur Noth von den ihm übergebenen Geldern zehrte, woraus viel Ungelegenheiten entstanden, so war er, um ihm Menschenrecht widerfahren zu lassen, doch gewiss von Grund aus ehrlich und gut. Das haben wir genugsam an ihm erprobt. Besonders einträglich war das Boten-Geschäft nicht. Spörri bezahlten die Brüder Senn für die Lieferung der Leihbücher während eines ganzen Jahres mit ein[em] östrch. Zwanziger (84 Rp.), wie Heinrich unterm 10. April 1854 festhält.*

Trotzdem versuchten sich zu Anfang der 1850er-Jahre noch neue Boten neben den alten zu etablieren. Unterm 10. Juni 1852 vermerkt



Heinrich Senn in seinem Tagebuch: *Um den Sohn Eduard des Spörris, der das Botenfuhrwesen nach Zürich betreibt, zu verdrängen, hat sich ein Feldweibel Peter im Boden zum Zürichboten getauft und sich in den Zeitungen jüngster Tage dem Publikum als Solchen anpreisen lassen.*

Die Brüder Senn blieben jedoch dem Boten Spörri treu, bis er diesen Erwerb wegen Unrentabilität aufgeben musste. Unterm 11. März 1855 bemerkt Heinrich Senn dazu: *Unser bisheriger Bote, Fuhrmann Ed. Spörri im Oberhof hat diesen genannten Beruf aufgegeben u. an einen J. Halbheer in Gibschweil übertragen, der vergangene Woche zum ersten mal nach Zürich fuhr. Es ist eben wenig mehr bei dem mühevollen Botenfuhrwesen zu erwerben, da die Posten mehr als früher das Beste wegnehmen. Es wird auch dem neuen Boten bald entleiden, dass er dies Geschäft wieder aufgibt.* Ein Jahr später, am 28. Februar 1856, meldete Heinrich dem inzwischen nach Zürich umgezogenen Bruder Jakob, *dass der Bote Halbheer in üble ökonomische Verlegenheit gerathen sei.*

Für die beiden Brüder hatten die Veränderungen im Frühjahr 1855 einschneidende Konsequenzen gehabt. Unterm 14. Juli 1855 notierte Heinrich: *Die Bücher aus der Leihbibliothek der evangelischen Gesellschaft in Zürich haben wir im Mai schon abbestellt, trotzdem, dass wir bis Mitte Oktober vorausbezahlt hatten; weil das hiesige Botenwesen sich unkommod für uns gestaltet hatte.* Um die Bücher abzuholen, war der Weg nach Gibswil einfach zu weit.

### *Unsere Änte war aber nie ergiebig – Anhaltende Kartoffelnot (1850)*

Die 1850er-Jahre, in denen der neue Bundesstaat Schritt für Schritt ausgestaltet wurde, waren für die Landbevölkerung schwere Jahre. Die Kartoffeln erkrankten noch immer regelmässig. Man hatte prophezeit, diese Krankheit werde sich nach und nach vermindern und schliesslich verlieren. Nun trat sie 1850 stärker denn je auf. *Schon sieht man wieder viel kranke Erdäpfelstauden, was dies Jahr grössere Besorgnis erregt, weil gar keine Baumfrüchte in Aussicht stehen, wie es in den Jahren 1847 u. 49 in so überschwenglichem Masse der Fall war,* bemerkt Heinrich Senn unterm 29. Juli in seinem Tagebuch.

Die Ernte fiel erwartungsgemäss schlecht aus. Unterm 14. September berichtet er: *Ich und J[akob] thaten alle Tage je ein wenig Erdäpfel aus; unsere Änte war aber nie ergiebig, weil es kleine Waare hat, nebst den vielen*

*kranken. Die Frage nach dem Ende dieser Krankheit musste offen bleiben, und trügerische Hoffnungen mochte Heinrich Senn nicht nähren. Den Gerüchten über herumreisende Sachsen, welche die Leute glauben machen wollen, es habe diese Krankheit schon vor vielen Jahren bei ihnen stattgefunden u. sich in einem Zeitraume von sieben Jahren immer vermindernd verloren, schenkte er keinen Glauben. Im Grunde ist alles an diesen Sachsensagen falsch, hält er fest, da es in aller Welt das Jahr 1845 ist, da diese Krankheit bekannt wurde.*

Der schlechten Ernte folgte die Teuerung auf dem Fuss. Schon ist der Erdäpfelpreis 1 Thlr u. bald, sagt man, werde er auf 3 [Gulden] steigen, hält Heinrich Senn unterm 12. Oktober fest. Bei Abschluss der Kartoffelernte bricht er am 7. November in noch grösseres Klagen aus: *Aber, o weh, wie war das ein Schaffen. Ich und Barbara warfen unsere Erdäpfel in ein Zeinli zusammen, und füllten es den ganzen halben Tag nicht zweimal ganz, kurz, ich trug mit ringer Anstrengung alle «Gesunden» heim von uns Vieren, «Kranke» gab es etwa zwei Zeinli voll.*

Paradoxerweise waren gerade die essbaren Reste dieser kranken Kartoffeln besonders schmackhaft. Heinrich Senn notiert unterm 9. November: *Zu Nacht schälten od. beschnitten wir die letzten kranken Erdäpfel, wir Geschwister assen sie immer lieber als die Weissen, weil sie nicht «kränzten» wie die Letztern; besonders gern die «weissen Berner» od. die selten mehr vorkommenden, grösstentheils von der Krankheit weggerafften «Niederländer». Ich u. J[akob] gestanden uns gegenseitig, dass wir alljährlich einige Tansen voll stecken würden, um sie krank werden zu lassen, wenn es uns möglich wäre. Doch sehnt man sich, zwar vernünftig, nach der Zeit der wieder gesunden Erdäpfel.*

Um die kranken Kartoffeln so weit als möglich zu nutzen, schaffte sich in diesem Herbst manche Familie ein Schwein an, die sonst nie eines hielt. Das zeitigte mitunter groteske Verhaltensweisen. Heinrich Senn erzählt dazu in seinem Tagebuch unterm 23. Dezember eine schöne Anekdote über Eitelkeit und menschlichen Unverstand. Er schreibt: *So hat auch am Hörnliberg, im Riedt, ein armes Bäuerlein spät im Herbst eine Sau gekauft, nicht weil er auch viele solche kranke Erdäpfel hatte, sondern, ich weiss nicht, bloss den Andern es gleichzuthun. Und dies Bäuerlein, das nebst dem eine Kuh hielt, gab die Milch, die er von ihr erhielt, dieser Sau, ohne einen Tropfen von der Familie geniessen zu lassen; Und wie er auch bereits alles kaufen musste, was seine Leute so karg genossen, so geschah es auch für die Sau: Diese ernährte er grösstentheils mit aus Milch und Mehl gekochtem Mues, Weissmues geheissen, wovon sie freilich ungewöhnlich gedieh.*

Auch die Familie Senn hielt ein Schwein. Als sich der Vater entschloss, es durch Metzger Rüegg im Esch schlachten zu lassen, frohlockte Heinrich. Er schreibt unterm 20. Dezember: *Wir haben es nun auch wieder einmal erlebt, dass wir unsre «fleischlichen» Gelüste stillen können, denn seit dem Neujahr 1850 sahen und rochen wir rein keinen Fezen Fleisch mehr.* Wirklich entbehrt hätten sie es allerdings nicht, schreibt er weiter, und stellt dankbar fest, sie hätten auch ohnedies Ursache genug gehabt, mit ihren Umständen zufrieden zu sein.

### *Gegenwärtige Wirren in der Münzangelegenheit – Die neue Frankenwährung (1850/52)*

Nach der Übernahme der Post im Jahre 1848 und des Zollwesens im Jahre 1849 nahm sich der Bund 1850 neben der Neuordnung des Militärs der Vereinheitlichung des Münzwesens an. Ein erstes Mal erwähnt Heinrich Senn diese Angelegenheit in seinem Tagebuch am 20. März 1850. An diesem Tag erschien der Wachtmeister der Gemeinde auf dem Leiach *mit einer Petition an den Bundesrath.* Er überreichte sie mit der Bitte, die Familie möchte sie *im Intresse für die Schweizerfranken, als Münzfuss* unterzeichnen. *Wir thaten es,* hält Heinrich Senn fest. Doch dauerte es dann noch beinahe zwei Jahre, bis er am 21. Januar 1852 als erstes *Schweizergeld* ein Zehn-Rappen-Stück zu Gesicht bekam. An diesem Tag ging er auch auf den *Münzkrieg* ein, der die Eidgenossenschaft gespalten hatte.

Die Ostschweiz hatte den Anschluss an die süddeutsche Guldenwährung gewünscht, während Basel, Bern, die Westschweiz und der Tessin erfolgreich für den Franken eintraten. Auch die Familie Senn hätte nun nicht mehr so bereitwillig dafür petitioniert. *Alle Leute hätten eben lieber den deutschen als den französischen Münzfuss angenommen,* schreibt Heinrich dazu, *denn da wäre eine Verwirrung nicht erfolgt, wie jetzt, weil sich die alten Schweizer-Batzen punkt zum deutschen Gelde schikten. Und reden wir doch auch deutsch!* Seit im Dezember 1851 der französische Präsident Louis Napoleon III. durch ein autoritäres Regime das Zweite französische Kaiserreich errichtet hatte, war der *Enthusiasmus für französische Verwandtschaft* allgemein erkaltet. Indes nahmen die Dinge ihren Lauf.



Mitte März 1852 wurde im Kanton Zürich mit der Einwechslung der alten gegen die neue Währung begonnen. Dafür zuständig war im Bezirk Hinwil der Fischenthaler Gemeindepräsident J.J. Keller. *Es wird ungeheuer darüber geklagt, wie viel als falsch erfundenes od. nur dafür angesehenes Geld verschnitten und dann dem Eigenthümer wieder zurückgegeben werde*, hält Heinrich Senn unterm 21. März fest. *Besonders an Zürcher 10 Schillingstücken soll diese Massregel häufig angewandt werden.*

Falschgeld war auch im Fischenthal hergestellt worden. Unterm 5. April 1850 hatte Heinrich Senn in sein Tagebuch notiert: *In jüngster Zeit ist man einer Falschmünzerbande auf die Spur gekommen, welche in Gibschwyl ihren Sitz hat, und aus Bürgern der Gemeinden Wald, Fischenthal u. Bärenschwyl besteht. Sie fabrizirten Reichsgulden u. Fünfbätzer, waren aber – vermuthlich weil sies schon lange getrieben hatten – letzthin so offenherzig damit, dass sie den Reichsgulden durchweg um fünf, sechs, bis auf fünfzehn Schilling abtraten. Die Materi bestand bloss aus Zinn u. war ganz biegsam. Bei der gerichtlichen Durchsuchung soll sich ein ebenes Viertel voll vorgefunden haben. Wo nun bei der Münzeinwechslung solches Falschgeld zum Vorschein kam, sahen sich die Besitzer geprellt.*

Heinrich Senn und sein Bruder Jakob bewahrten das erste Exemplar jedes neuen Geldstücks zum *Andenken als die zuerst gesehene u. erhaltene neue Schweizermünze* auf. Als ihnen ihr Fabrikant am 27. März den Lohn für das am Heimwebstuhl gefertigte Baumwolltuch noch immer in alter Währung auszahlte, bemerkte Heinrich: *Es heisst, die Regierung ermangle auf einige Zeit noch des Silbergeldes zum Auswechseln. So geht auf Erden Nichts seinen zuerst berechneten Gang.* Und am 6. April, da im Oberhof die offizielle Münzeinwechslung im Fischenthal begann, ergänzte er: *Aus Mangel an neuem eidgenössischem Gelde, besonders V Livres, hat die Regierung Geld aus Frankreich kommen lassen.*

Am 2. April hatte Jakob bereits ein neu erschienenenes u. in den Zeitungen angekündigtes Reduktionstabelchen nach Hause gebracht, betitelt: «Der Faullenzer». Aus diesem könne man ohne Kunst u. Mühe ersehen, wie sich jede beliebige Summe vom kleinsten bis zum grössten, Altes u. Neues gegeneinander verhalten, schreibt Heinrich dazu. Auch die Berechnung des deutschen Geldes ist darin angegeben. *Es ist sehr bequem bei jedem Geldverkehr und den gegenwärtigen Wirren in der Münzangelegenheit. Taler, Dublonen, Gulden, Schillinge, Batzen, Kreuzer und Groschen wichen nun einheitlich Franken und Rappen.*

*Man sah solche Feuer wohl an Hunderten – Jubiläum des zürcherisch-eidgenössischen Bundes (1851)*

Als am 1. Mai 1851 der Kanton Zürich das Jubiläum seines vor 500 Jahren erfolgten Beitritts zum Bund der vier Waldstätten feierte, warf der Sonderbundskrieg von 1847 noch immer starke Schatten. Dreieinhalb Jahre waren seit diesem eidgenössischen Konflikt vergangen und zweieinhalb Jahre seit der Gründung des neuen Bundesstaates, die durch den Ausgang jener kriegerischen Auseinandersetzung erst möglich geworden war. Von den eingeladenen damaligen Bundesgenossen zeigte sich einzig Luzern versöhnlich und war durch einen Staatsrat vertreten. Die übrigen Kantone hatten in Erinnerung an ihre jüngste Unterwerfung eine Teilnahme verbittert ausgeschlagen.

Feststimmung wollte auch in der ländlichen Bevölkerung des Zürcher Oberlandes vorerst nicht recht aufkommen. Heinrich Senn berichtet in seinem Tagebuch: *Heute früh um 6 Uhr zitterte das Gebrumme der Kanonenschüsse aus Zürich durch unsere Berge; diesem entgegen antworteten die Glockenklänge aller zürcherischen Kirchthürme, wir hörten aber nur [die] von Fischenthal u. Bauma. Es gilt halt dem Jubiläum des zürcherisch-eidgenössischen Bundes. Es fragen viele Leute, was wol dieser Aufwand und diese Umtriebe nützen, und wes man sich auch freuen sollte? Den Wenigsten ist nur begreiflich zu machen: Warum; Und noch Wenigere sind für Begeisterung in dieser Angelegenheit zu gewinnen.*

Drei Tage später, am Sonntag, den 4. Mai, nahm die breite Bevölkerung dann aber doch rege an der kommunalen Feier dieses Anlasses teil. Pfarrer Spyri hielt in der Kirche eine, wie Heinrich Senn festhält, *wohl laute, aber keine begeisterte Festpredigt*, während der Männer- und der gemischte Chor nebst drei Kirchenliedern vier Stücke *aus neuen eigens hiezu verordneten Liederheften* sangen. Am Nachmittag kam die Jugend zum Zug, die sich *allesamt vom 6. Altersjahr an bis hinauf zum Austrittsalter aus der Schule im Oberhof einfand*. Heinrich Senn schreibt: *In der Kirche wurde dann musikirt, gesungen u. geredet. Hr. Sekundarlehrer Honegger hielt eine lange Rede an die Jugend, von der dieselbe wenig mag verstanden haben. Besser gelang es dem Pfarrer, der in populärer, launiger Sprache auseinanderetzte, was dieses Fest zu bedeuten habe, und warum sie, die Jugend, heute so gut bewirthet werden mit Wüerstlenen u.s.w.*

Nach drei Uhr formierte sich ein Umzug zu des Sigristen Weide hinauf. Heinrich Senn schreibt: *Einige ganz weiss gekleidete Mädchen mit*

bekränzten Häuption, einen Schild mit dem Schweizerwappen, Blumenbechern u. Sträussen u. ich weiss nicht was noch in den Händen, sechs Musikanten vor diesen her, eröffneten den Zug. Paar um Paar folgte, so auch die Knaben, vor denen her Zwe zuwo eidgenössische Fahnen trugen. Auf der Wiese wurden dann mehrere bekannte u. unbekannte Jugend- u. Volksspiele abgehalten. Festleiter und -leiterinnen betreuten die Kinder in Gruppen. Für unfreiwillige Erheiterung der Menge sorgte dabei eine etwas ältere baufällige Jungfer, die einst einen Hang zur Koketterie gehabt habe. Sie wollte auch noch die Freuden der Jugend theilen, geniessen u. die jüngern geniessen lehren; sie wurde vielseitig ausgelacht zum guten Lohn. Überaus lobend hingegen erwähnt Heinrich Senn den Sekundarlehrer Honegger. Ueber Allen aber u. zu Aller Belebung war der schnellbeinige Hr. Honegger; ohne diesen wäre Alles erlahmet. Anschliessend wurde die Jugend im Oberhof verpflegt. Sie erhielt im Verhältnis des Alters Wein, Brod, Wurst u. anders mehr, gratis. Einige hätten ihre Würste allerdings verkauft, weil sie solche nicht gern assen.

Nachts um acht Uhr versammelte sich wieder eine grosse Menge, diesmal auf dem Hörnli, wo ein aufgeschichteter Holzhaufen entzündet wurde. Man sah solche Feuer wol an Hunderten auf den Hügeln u. Bergen unsers weithingedehten Kantons, doch eben der feuchten Luft wegen, ein wenig gedämmert, schreibt Heinrich Senn dazu, und er schliesst: Der Pfarrer hielt zum Beschluss des Festes u. vor dem Abzug noch eine kurze Rede an die Vê[r]sammlung. Den allerletzten, letzten? Beschluss machten die Wirthshäuser. Ich u. Jakob gingen auch noch, fanden es aber für gerathen, wieder nüchtern heimzukehren.

### *Als sich die Sonne verfinsterte – Die Sonnenfinsternis von 1851*

Trotz einer einschneidenden Reform des Schulwesens in den 1830er-Jahren gedieh die Volksbildung über einfaches Lesen und Schreiben kaum hinaus. Deshalb konnte Anfang 1851 ein Gerücht das Zürcher Oberland in helle Aufregung versetzen, über das heutige aufgeklärte Menschen lachen würden. Heinrich Senn berichtet unterm 15. Januar 1851 in seinem Tagebuch: *Der Vater gieng heute ins Äsch. Wo er hin u. zu wem er kam, musste er die Schreckenspost vom «Weltuntergange» hören. Her-*

beigeführt werden sollte er durch eine Mondfinsternis, bei der Sonne und Mond aufeinanderprallen, *sich gegenseitig zertrümmern und mit ihren Trümmern den vierten Theil unserer Erde bedecken* sollten.

Als Chronist seiner Zeit registriert Heinrich Senn kühl, welche Reaktionen diese Prophezeiung, die drei *Astronomen* aus Zürich zugeschrieben wurde, in seiner nächsten Umgebung auslöste. Er berichtet: *Einige spotten und sagen, sie wollen das Ihrige noch geniessen, so lang sie leben. Andere wollen dann in der gefährlichen Krisis ins Wasser springen, um ihren Tod zu erleichtern. Wenige scheinen sich würdig darauf gefasst zu machen.* Als autodidaktisch gebildeter Kopf fügt er zum Schluss bedauernd hinzu, *alle Widerlegungen vernünftiger und sachkundiger Männer vermöchten den Sturm nicht zu legen.* Und zwei Tage später schloss er dieses Kapitel mit der lakonischen Bemerkung: *Der Tag des Schreckens ist glücklich beendet. Die Mondfinsternis scheint ruhig vorübergegangen zu sein.*

Im Vorfeld der totalen Sonnenfinsternis, die für ein halbes Jahr später vorausgesagt war, vermerkt er keine ähnlichen Gerüchte mehr. Aufgekommen sind sie gleichwohl, wie ein Blick in das «Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens» zeigt. Vor der Sonnenfinsternis vom 28. Juli 1851 liess sich sogar die Stadtbevölkerung Münchens von Angst und Entsetzen packen. Weiter heisst es dort: *Man glaubte allgemein an den Untergang der Welt, phantasierte von einem Durchbruch des Wallersees und dem Hereinbrechen einer Sintflut.* Manch braver Bürger habe schleunigst sein Testament gemacht.

Umso mehr erstaunt es, dass Heinrich Senn und seine Angehörigen die Himmelserscheinung mit geradezu wissenschaftlichem Interesse verfolgten. Unterm 28. Juli 1851 hält er fest: *Nachmittags von drei bis fünf Uhr fand die in Zeitungen und Kalendern pünktlich bestimmte und vorherbeschriebene Finsternis statt.* Total war sie allerdings nur *in verschiedenen entfernten Städten u. Ländern*, nicht im Fischenthal selbst sichtbar.

Weil die Arbeit Vorrang hatte, verpasste die Familie den Beginn des Phänomens. Als Heinrich Senn nebst Vater und Bruder mit den letzten Bürden Ortheu heimkehrte, hatte die Finsternis bereits ihren höchsten Grad erreicht. *Es reute uns fast, das Schauspiel nicht zu Hause abgewartet zu haben*, bemerkt er dazu, und fährt fort: *Wir besahen die Sonne, nach dem Rath oder Anweisung der Zeitungen, mit einem Fernrohr, dessen äusserstes Glas geschwärzt war, und erkannten den Mond der in Gestalt eines grauen Kegels vor der Sonne stand, von welcher letzterer nur noch eine Sichelgestalt sichtbar war, deren Kreislänge, nach meiner Ansicht, ungefähr einen*

*Dritttheil der eigentlichen Umfangweite der Sonne betrug, daher war es auf Erden nicht gar völlig so gedämmt, wie bei heiterm Mondschein.*

Von den vielen in den Zeitungen angekündigten ausserordentlichen Erscheinungen bemerkten sie kaum etwas. *Keine Berge od. den Widerschein von solchen, die aus dem Monde in den Sonnenkreis herüber geschattet hätten, keine Planeten od. was weiss ich. Auch von einem vor od. nach der Finsternis stattfindenden Sturmwind, Schnauben u. Verwirrung einiger Thierarten kam nichts zum Vorschein, u. von Seiten des Windes war es so still wie in einer mond hellen Mainacht, schreibt er.*

Ob eine gewisse Unruhe der Katzen, ein plötzlich aufkommender kühler Luftzug und das Auftauchen einer Natter in einem bislang von Schlangen verschont gebliebenen Tobel nicht doch als Folgen der Finsternis gewertet werden müssten, darüber ist er sich nicht ganz im Klaren. *Der Vater, der längere Zeit im Tobel gewesen war als wir, sagte, dass ein Luftzug so kühler Natur, wie ein wirklicher Abend- od. Nachtwind durchs Tobel gestrichen sei, u. das Heu, das dürr war, sei wieder ganz frisch u. schwer geworden, hält er dazu fest.*

Die Rechenkunst, die erlaubte, diese Himmelserscheinung so genau anzugeben, rang ihm Hochachtung ab. In seinem Glauben liess er sich durch sie jedoch nicht beirren wie viele andere. Die Mondfinsternis vom 7. Januar 1852, die er als *grosses Schauspiel* bezeichnet, gab ihm ein halbes Jahr später Gelegenheit, seine religiöse Überzeugung deutlich zum Ausdruck zu bringen. Er dichtete unter diesem Datum:

*Gott des Mondes und der Sonne,  
Du bist gross! das fühlen wir.  
Mit Entzückung und mit Wonne  
Stimme ich ein zu deiner Ehr:  
Der Du Mond und Sonne werden  
Und sich so bewegen heisst!  
Dir gebührt es, dass auf Erden  
Dich die Menschenzunge preist!  
Mag sich hier so gross bedünken,  
Wer der Welten Gang ausmisst:  
Ach, was ist er vor dem Hohen,  
Der der Welten Schöpfer ist?!*



## *Runde und auch länglichte schwarze Flecke – Überhandnehmen der Kartoffelkrankheit (1851)*

Hatte die Kartoffelkrankheit bereits 1850 die Bevölkerung das schlimmste befürchten lassen, 1851 kam es noch schlimmer. Heinrich Senn berichtet in seinem Tagebuch unterm Datum des 7. August: *Diese Woche hat sich in unsrer Gegend die Krankheit der Erdäpfel wieder in reichlichem Masse gezeigt, so dass man wol das Schlimmste von allen vorherigen Jahrgängen zu befürchten, Ursache haben könnte.*

Die Lage war dadurch verschärft, dass sich die Krankheit nicht an den Erdäpfeln allein, sondern auch an den meisten andern Feldfrüchten, z.B. an Kohlreben, Rüben, Zwiebeln zeigte. Was die Krankheit an diesen Gewächsen ausrichten würde, wusste man noch nicht, nur aber, dass es sie im Wachsen hindert, weil das Kraut abwelkt. Auch an Sträuchern sowie Frucht- und Waldbäumen sei das Laub dürr und teils welk geworden. Die Flecke auf diesen Blättern haben deutlich das Ansehn wie die auf den Erdäpfelstauden. *Runde u. auch länglichte schwarze Flecke von der Grösse eines Fingernagels, sind das Zeichen.* An den Kartoffelstauden zeigten sie sich an Blättern, Stengeln und Blüten. Das Betrübendste bei dieser Sache ist, schreibt Heinrich Senn weiter, *dass man das Ende der Plage nicht, u. keine Wahrscheinlichkeit eines baldigen Aufhörens sieht.*

Am 9. August erntete die Familie zur Probe ein paar Kartoffeln. Sie sind noch nicht gross, unreif und unschmackhaft; krank werden sie wol auch bald sein, schreibt Heinrich dazu, und fährt fort: *Ich und Jakob wurden krank von dem Genuss weniger derselben. Magenweh, Bauchschmerzen, Kopfwieh u. andre Uebelkeiten waren die Folge, die den folgenden Tag anhielten.*

Seine Prophezeiung hinsichtlich der Erkrankung der Kartoffeln hatte sich bis Oktober, da die eigentliche Kartoffelernte einsetzte, erfüllt. Er schreibt unterm 7. Oktober in sein Tagebuch: *Zu grosser Betrübnis aber gewahrten wir, dass die Erdäpfel, die noch vor wenigen Tagen bloss mit einer kranken Kruste umhüllt gewesen, nun fast sämtlich in Fäulnis über[ge]gangen waren. Übrig blieb meist nur stinkender Schleim. Bei grossen Knollen fand sich manchmal inwendig noch etwa ein brauchbares Klözli.*

Die Familie entwarf nun einen Plan für den nächsten Frühling. Sie wollte die Kartoffeln so früh als möglich stecken und, wenn die Krankheit wiederkehren sollte, soviel der Knollen als möglich dörren. Viel zu verlieren habe man dabei nicht, bemerkt Heinrich Senn dazu,

denn auch die gesunden, von welchen keine Fäulnis zu befürchten ist, sind doch gar unschmackhaft, verursachen nicht selten allerlei Uebelkeiten, Kopfwelch, Bauchweh u. dgl., wenn man sie unverändert unter der Haut weg isst. Und bedauernd setzt er hinzu: *Wir bereuen es allweg auch diesmal nicht früher das Dörren an die Hand genommen zu haben, da man wol Platz gehabt hätte vonwegen dem Obstdörren.* Die Obsternte war in diesem Jahr nur dürftig ausgefallen.

Welch widersprüchliches Bild die Zeit an sich zeigte, hatte Heinrich Senn bereits unterm 27. September festgehalten. Obwohl man überall von einer nahen Teuerung sprach, hatte man doch *den ganzen Sommer über mit Erstaunen in den Zeitungen zu lesen von einer fast an Wahnsinn grenzenden Festlust; in jeder Zeitung waren drei bis vier Jugend- Schützen- Sänger- Landwirtschafts- Freiheits- und religiöse u. Stiftungsfeste aller Art angekündigt.* Das entsprach ganz und gar dem Aufbruchgeist im neuen Bundesstaat. Die allgemeine Festfreude kontrastiert aber mit Heinrich Senns Betrübnis über die Entwicklungen im Feldbau. Während der letzten Jahre war manche Kartoffelsorte durch die Seuche ausgemerzt worden und verschwunden. Er nennt als Beispiele die «Niederländer» und «Korsikaner». Es habe jede Sorte ihren eigenen Gang bei dieser Krankheit genommen, schreibt er unterm 7. Oktober weiter, und hält fest: *Nun überblieben als die sieghaftesten nur noch d. w[eissen] Berner u. w[ei]ss[en] Rollen. Die Berner wurden hauptsächlich ihrer Grösse wegen in diese Gegend eingeführt und gepflanzt, sonst waren sie fast die unschmackhaftesten ehemals.*

*Damit ein Telegrafnbüreau ermöglicht werde – Einrichtung der Telegrafie (1851/64)*

Nach dem Post-, Zoll-, Münz- und Wehrwesen wurde 1851 auch die Telegrafie in Bundeshand genommen. Mit 27 Stationen wurde im Dezember 1852 das schweizerische Netz eröffnet. Vier Jahre später stand der junge Bundesstaat mit seinen niedrigen Tarifen und der Anzahl der Telegrafnbüros – verglichen mit der Zahl der Einwohner – an erster Stelle in Europa. Bis die Telegrafie das Tösstal erreichte, sollten allerdings noch ein paar Jahre vergehen, wie ein Blick voraus in die 1860er-Jahre zeigt.

Unterm 8. November 1863 vermerkt Heinrich Senn in seinem Tagebuch: *Sonntagsgesellschaft am Steg. Es ward darüber gesprochen, ob und*

wie man sich für Erstellung einer Telegrafenleitung und eines Büreaus in Fischenthal verwenden und bemühen solle. Der Wunsch wurde ausgesprochen, es möchten freiwillige Gaben geleistet werden, bestehend in Telegrafenstangen und Geld zur Bezahlung des jährlichen Miethzinses und zur Besoldung des Telegrafisten. – Die freiwilligen Leistungen wollten diesmal noch nicht laut tönen. Man hoffte auch, mit der Zeit «ringer» wegzukommen und vielleicht bald einen Telegrafen von Staatswegen zu erhalten.

Die Sache wurde indessen schnell vorangetrieben. Unterm 28. Dezember 1863 berichtet Heinrich Senn weiter: Gemeindrath Keller im Esch kam mit einem Zirkular, um uns zur Zeichnung von Telegrafenstangen einzuladen, damit die Erstellung eines Telegrafenbüreaus im Fischenthal ermöglicht werden könne. Obwol wir keinen unmittelbaren Nutzen von einem Telegrafen zu erwarten haben, so konnten wir doch nicht anders, als des Anstandes der Gemeinnützigkeit wegen auch Etwas zu versprechen.

Im darauffolgenden Jahr wurde die Erstellung der Telegrafenlinie unter Entgegenkommen des Bundes in Angriff genommen. Die gezeichneten Spenden mussten gleichwohl geleistet werden. Unterm 27. Juli 1864 vermerkt Heinrich Senn in seinem Tagebuch: *Vorige Woche zahlten wir auch den Betrag für drei versprochene Telegrafenstangen, nämlich 6 Fr.*

Das neue Telegrafenbüro wurde im Fischenthaler Postbüro im Oberhof eingerichtet, und am 10. September 1864 ging die erste Depesche ab. Sie war an den Bundesrat in Bern gerichtet, worin diesem Dank ausgesprochen wurde für das der Gemeinde bewiesene Entgegenkommen.

Dass die Familie sich bereits anderthalb Jahre später des Telegrafen bedienen würde, hatte sich Heinrich Senn nicht träumen lassen, als er am 28. Dezember 1863 geschrieben hatte, dass sie keinen unmittelbaren Nutzen von einem Telegrafen zu erwarten hätten. Als der Vater am 15. April 1865 im Sterben lag, wünschte er den Sohn Jakob noch einmal zu sehen, der 1856 das Elternhaus verlassen hatte und inzwischen als freier Schriftsteller von Zürich nach St. Gallen weitergezogen war, wo er mit seiner Frau eine Wirtschaft führte. Heinrich Senn schreibt: *Da er [der Vater] sich nicht von diesem Gedanken los zu machen vermochte, sondern immer wieder von Jakob zu reden begann, fiel es uns ein, ob es möglich wäre, auf telegrafischem Weg den Jakob kommen zu heissen; wir fürchteten nur, er möchte den Vater nicht mehr lebend antreffen. Wir theilten ihm unser Vorhaben mit u. fragten, ob er es verlange. Mit Freuden sagte er Ja und sprach von*



*diesem Augenblick an beständig vom Telegrafiren. An späterer Stelle berichtet er weiter: Um halb elf Uhr gieng [der älteste Bruder] Rudolf schnell aufs Telegrafienbüro Oberhof; um halb 1 Uhr erhielt Jakob die Depesche, um halb 2 Uhr reiste er von St. Gallen ab und um – 6 Uhr Abends war er schon da – aber freilich auch in schweisstriefendem Gewand! Das Wiedersehen und der Abschied für das diesseitige Leben waren rührend.*

Ohne die Telegrafie wäre diese Begegnung nicht mehr zustande gekommen. Der Vater hatte hoffnungsvoll zu Heinrich gesagt: «Jo, wenn ih meinä wor, er chäm noh, sä wet ih denn noh wartä (mit dem Sterben!)» – Und: «er chont denn glätig, wenn er weiss, dass's pressirt!» So geschah es. Am nächsten Tag, dem 16. April, starb Hans Jakob Senn, dem durch die moderne Technik die Erfüllung seines letzten Wunsches ermöglicht worden war.

### *Gott, was will es werden – Missliche Lage der Landwirtschaft (1852)*

Im Jahre 1852, in dem das schweizerische Telegrafennetz eröffnet wurde, beschäftigten die Menschen im Zürcher Oberland weit näher liegende Dinge. Der frühe Wintereinbruch im Vorjahr hatte manchem Bauern grossen Schaden zugefügt. Unterm 28. März 1852 gibt Heinrich Senn in seinem Tagebuch einen Bericht wieder, den der Bruder Jakob nach einem Besuch in Weisslingen heimbrachte, nämlich *dass in vergangener Woche der wolbekannte «Bläsimüller» von zirka drei Jucharten Aker erst die Bohnen eingeführt, die über Winter draussen gelegen, weil der Herbst überraschend schnell aus und der Winter mit seiner Strenge zu Mancher Schreck vorhanden war.*

Die Bohnen, die der Müller früher stets *gut anzubringen* gewusst habe, waren vollkommen unbrauchbar geworden, *denn obwol er, der Müller, die Schweine damit füttert, so sollen sie, wie die Frau selber sagte, den Säuen mehr [von] Schaden als [von] Nutzen sein, durch Erzeugung heftigen Durchfalls.* Auch aus dem Fischenthal war Ähnliches zu berichten. Heinrich Senn schreibt: *Auf dem Langenberg musste Einer – kann nicht bestimmt mehr sagen, ob hundert od. 300 Garben Haber auf dem Felde lassen.* Indessen entspannte sich die durch solche Verluste zugespitzte Ernährungslage bereits wieder. Die Lebensmittelpreise, die stark angestiegen waren, fielen. Dass die ärgste Not überstanden war, zeigte sich auch darin, dass vom

Maismehl, das die Behörde im Fischenthal zur Unterstützung der ärmern Klasse angekauft hatte, *nun Jeder* soviel haben konnte, wie er wollte, wie Heinrich Senn festhält.

Seine Hoffnungen, dass dieses Jahr hinsichtlich der Kartoffelkrankheit besser ausfallen werde, als die vorhergegangenen, erfüllten sich nicht. Hatte sie sich in früheren Jahren erst zur Blütezeit angekündigt, so trat sie 1852 ungewöhnlich früh auf. *Gott, was will es werden*, seufzt Heinrich Senn unterm 11. Juni in seinem Tagebuch, nachdem er an ein paar noch ganz jungen Erdäpfelstauden die unzweifelhaften schrecklichen Spuren der bekanten Erdäpfelkrankheit festgestellt hat. Sie nahm nun auch einen ganz anderen Verlauf als früher. Heinrich Senn schreibt unterm 15. Juli 1852: *Früher allemal waren die schwarzen Fleken in der Mitte des Blattes, jezt aber alle nur am Rande, und ist fast jeder Flek noch von einem kleinen Löchlein durchbrochen, eine Art wie von Raupen durchfressen: Fast möchte ich glauben, was in der Zürch[er] Bürklizeitung über diese Sache gesagt wird, od. es eher für den Abschied der wahren Krankheit halten.* Diesen Eintrag hatte er am 25. Juli nachgeführt. Deshalb kannte er den *Erndtebericht* bereits, der am 16. Juli in der Bürklizeitung erschienen war.

Darin hiess es: *Zu dem falschen Gerücht von Kartoffelkrankheit giebt oft Anlass, dass man auf gewissen Kartoffelblättern eine Art Raupen findet, welche sich in den Blättern einhiüllen, indem sie dieselben zusammenrollen, um sich darin zu verpuppen. Die Berührung dieser Insekten verursacht unschädliche Fleken, aber denjenigen ähnlich, die man bei Ausbruch der Seuche bemerkt.* Die Erfahrung lehrte im Herbst jedoch das Gegenteil. Unterm 5. September hält Heinrich Senn fest: *Die Erdäpfelkrankheit nimmt noch in immer schrecklicherm Masse zu; in dem von uns zuerst gepflanzten Stück sind ganze Massen Erdäpfel schon verfault, Erdäpfel von ungewöhnlicher Grösse. Auch die später gepflanzten wurden seit wenigen Tagen stark mitgenommen. Man kann wol sagen, die Seuche sei dies Jahr am heftigsten, denn sonst blieben [die] in frühern Jahren so früh u. in solchem Boden gepflanzten Erdäpfel, wie die unsern ersten, fast befreit vom Einfluss dieser Seuche. Auch Rüben, Rübén und Zwiebeln wurden angegriffen, verwelkten schnell und faulten. Es scheint, als wollte Gott das Menschengeschlecht in Kürze durch Hungertod von der Erde nehmen,* bemerkt Heinrich Senn weiter. Die fast gänzlich verfaulten Erdäpfel musste die Familie zu Sautränke verarbeiten. Und die Apfelernte bot keinen Ausgleich, weil Kälte und Ungeziefer das Obst bereits im Frühling zerstört hatten.

## *Ein im Werden begriffener Leseverein – Gründung einer Lesegesellschaft (1850/51)*

Der in den Städten bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts herrschende Geist, für alles Vereine zu bilden, erfasste im neuen Bundesstaat auch die ländlichen Gebiete. Im Fischenthal traten die häufig wechselnden, liberal bis radikal gesinnten Sekundarschulverweser als die treibenden Kräfte in Erscheinung. Die erste solche Errungenschaft unter Leitung des Sekundarlehrers Johannes Honegger war ein kurzlebiger Leseverein. Am 7. Oktober 1850 vermerkt Heinrich Senn in seinem Tagebuch: *Am Mittag als [Bruder] Jakob heimgieng, war der Lehrer Müller im Lenzen hier mit einem Rundschreiben, an Solche, die sich einem im Werden begriffenen Leseverein anschliessen wollen. Jakob behielt sich noch einige Tage Bedenkzeit vor.*

Er entschied sich alsbald, dem Verein beizutreten und wohnte am 3. November dessen Konstitution im Mühlebach bei. Sein Bruder Heinrich bemerkt dazu: *Es waren acht Mitglieder anwesend.* Die folgende Aufzählung der Statuten beschliesst er mit den Worten: *Die Sitzungen sind für den Winter auf 14 Tage, im Sommer auf 4 Wochen festgesetzt.*

Jakobs Begeisterung für den Leseverein kühlte sich bereits merklich ab, als er am 10. November als *Bücherprüfungskommissionsmitglied* vergebens in den Grundbach marschierte und den Vereinspräsidenten Honegger nicht zu Hause antraf. Er war, *wie man ihm sagte, mit seiner Frau nach Stäfa gereist*, berichtet Heinrich, und setzt beissend hinzu: *Es ist doch eine windige Sache um alle Schullehrer, u. die heutzutägigen Lehrer sind am geeignetsten, uns den Unbestand des menschlichen Herzens zu lehren.*

Mit der Zeit traten noch weitere Unstimmigkeiten zutage. Die Zirkulationsfristen der Bücher erlaubten meist nicht, sie ausgiebig zu studieren. Am 5. Februar 1851 schreibt Heinrich dazu: *Es ist schade, dass wenn man so etwas Nützliches u. Lehrreiches [wie das «Sonntagsmagazin»] hat, es nicht gehörig verdauen zu können.* Tags darauf doppelt er nach: *Entweder die Bücher des Vereines, od. die Bücher aus der Leihbibliothek müssen wir ungelesen bei Seite legen, weil uns natürlich die Zeit für Beides mangelt u. ob wir lesen, so stumpft das bunte Durcheinanderwerfen so vielerlei Erscheinungen sehr Verstand, Begriff, Gefühl und richtige Beurtheilungskraft ab.*

Dies alles waren Gründe, weshalb Jakob an diesem Tag beschloss, aus dem Verein auszutreten. Ins Gewicht fiel auch *die Unsicherheit zur möglichen, fortgesetzten, periodischen Mitgliedsgebühr u. einer unbestimmten,*

zwar keineswegs grossen Summe «Uertengeld», wenn die Versammlung im Wirthshaus gilt, wie auch nächstfolgenden Sonntag. Zudem konnte er seine Scheu vor öffentlichem Vorlesen – er sollte jedesmal ein Stück aus eigener Produktion mitbringen – nur schwer überwinden. Und nicht zuletzt war ihm der obwol über die Massen gefällige, zuvorkommende und leutselige, aber auch von Grund aus radikale Lehrer Honegger anstössig.

Am folgenden Tag besann er sich allerdings wieder um. *Auch trägt er aus dieser Verbindung viel nützliche Kenntnisse, die er ohne dies noch lange, theils für immer entbehren müsste*, schreibt Heinrich dazu. Unterm 15. Dezember 1850 hatte er zum Beispiel einen *belehrenden Vortrag* von Sekundarlehrer Honegger über das *Knochensystem des menschlichen Körpers* erwähnt.

Zwei Tage später wohnte Jakob der nächsten Versammlung bei und kehrte versöhnlich gestimmt heim. Sein Bruder Heinrich berichtet: *Diesmal ist er ordentlich zufrieden gewesen in Bezug auf diese Verbindung. Er hat viel Nützliches gehört und ist auch durch das augenscheinlich ungeheuchelte, allgemeine Lob der Zuhörer in Bezug auf seine zwei vorgelesenen Gedichte sehr ermuthigt worden.*

Bald darauf kam die Vereinstätigkeit jedoch zum Erliegen. Unterm 4. April 1852 berichtet Heinrich, Jakob sei vom Kassier Kaspar Keller ausbezahlt worden. *Dieser Verein*, schreibt er, *war nun seit einem Jahr schon nicht mehr im Bestehen und die Theilung der Kasse brachte auf jedes Mitglied, somit auch auf Jakob, 2 Frks. 53 Rp.* Die Umbesinnung vom Februar 1851 hatte sich somit für Jakob bezahlt gemacht.

### *Doch besser jetzt als nie* – Gründung von Sparkassen (1850)

Wie Sekundarlehrer Honegger war auch der damalige Fischenthaler Pfarrer Johann Ludwig Spyri, der Nachfolger des konservativen langjährigen Fischenthaler Pfarrers Salomon Schinz, sehr liberal gesinnt. Als solcher war er bei vielen heftig umstritten. Unterm 22. März 1850 gibt Heinrich Senn in seinem Tagebuch wieder, wie er von Gegnern beurteilt wurde. Bekannte hatten sich an diesem Tag beim Vater beklagt über die Präsidentenwahl, das Saufen nach derselben, *über den Pfarrer Spyri als Miturheber dieses Unwesens, wie er die liebe Jugend verführe und das Wort Gottes verfälsche.*

Die Familie Senn war ihm zu diesem Zeitpunkt noch wohlgesinnt, wenn er in den Augen Heinrichs auch nicht ganz frei von Wider-



sprüchen war. *Auch ich u. unser Alle standen zur Spyriparthie, obschon ich gestehen muss, dass ich noch ein wenig mehr evangelischen Geist an ihm nicht unschicklich fände. Er gleicht oft wol eher einem Lustigmacher, einem Komödiant[en], als einem christlichen Prediger*, vermerkt er nach der Gemeindeversammlung vom 18. Mai 1851 in sein Tagebuch. Die Anhänger Spyris hatten an diesem Wahltag vergeblich versucht, den Weggang des Pfarrers nach Altstetten zu verhindern. *Viel hat er jezt schon der Gemeinde genützt*, schreibt Heinrich Senn weiter, *obschon er sie (meine ich) nicht eigentlich liebt, noch weniger schätzt, u. wahrhaft auch froh ist, dass sich die öffentlichen Zeitungen mit Aufzählung ruhmwürdiger Thaten befassen.*

Zu diesen ruhmwürdigen Taten gehörte – als weitere Errungenschaft der neuen Zeit – die Gründung einer Sparkasse, wie sie andernorts bereits erfolgt war. Heinrich Senn erwähnt diesen Gegenstand in seinem Tagebuch ein erstes Mal am 2. März 1851, nachdem in der Kirche zur Gründungsversammlung aufgerufen worden war. In der Woche davor hatten sich bereits *sämtliche Lehrer im Fischenthal auf den Ruf des Hrn. Pfarrers zu diesem Zweck* versammelt und beraten. *Wir freuen uns von Herzen und wünschen glükliches Gedeihen zu diesem Vorhaben*, schreibt Heinrich Senn weiter. *Ohne Zweifel wäre Fischenthal u. so manch einzelner Bürger in demselben in erfreulicherm Zustande, wäre solches früher geschehen. (Doch besser jezt als nie!)*

An Auffahrt, dem 29. Mai 1851, wurde die Eröffnung der Fischenthaler Sparkasse in der Kirche publiziert, und am 13. Juni legte Heinrich Senns jüngste Schwester Sette ihr Ersparthes dort ein: *3 alte Zürichgulden, od. 7 neu Schw.frk. Sie er[hielt] dazu ein Verzeichnischüchli*. Sie sei die erste Einlegerin aus dem Schulteil Lenzen und vielleicht überhaupt im Fischenthal.

Am 7. September 1851, an dem Pfarrer Spyris Nachfolger, Johann Rudolf Rebsamen, zum neuen Präsidenten des Sparkassenvereins gewählt wurde, besass die *Filialersparniskassa Fischenthal* bereits 300 Gulden. Dass Spyri nach dieser Versammlung mit schlechtem Beispiel voranging und die anwesenden Vereinsmitglieder einlud, *mit ihm einige Gläser Bier zu – saufen*, bereitete Jakob Senn grossen Ärger. Sein Bruder Heinrich schreibt dazu: *Im Wirtshaus that er [Spyri] es Allen zuvor mit Trinken, erzählte von grossen Helden im Biertrinken, u. machte den Lustigmacher (wie gewöhnlich) über alles Mass. Und dies ist ein Priester?! Dies ein Präsident des Sparvereines?! Die Meinung der Brüder Senn über Spyri*



hatte sich gewandelt. Zu jenen, die Freudenschüsse abfeuerten, als er einen Monat später die Gemeinde verliess, gehörten sie gleichwohl nicht.

Die vierteljährliche Abgabe von 15 Rappen, zu der sich die Mitglieder des Sparkassenvereins verpflichtet hatten, wurde am 16. November 1852 erstmals rückwirkend eingezogen. Es sollte nun nämlich *der Buchbinder für die dem Vereine gelieferten Schreibbücher bezahlt werden*. Voller Ironie setzt Heinrich Senn hinzu: *Wenn es einmal ein[en] Verein giebt, wo man Mittheilungen aus der Kasse an die Mitglieder macht, so stehe ich auch dazu; und nicht wahr: Du auch? Leider ist unsere brüderliche Kasse wieder auf einer niedren Basis; woher wird sie wol nächstens gespikt werden?*

### *Belehrung, Ausbildung und Aufklärung – Gründung von Bildungsvereinen (1852)*

Als nach dem liberalen Pfarrer Spyri auch der radikale Sekundarlehrer Honegger das Fischenthal verliess, äusserte sich Heinrich Senn in seinem Tagebuch bitter über die sogenannten *Völksefreunde*, die so gar keine Ausdauer kannten. Unterm 27. November 1851 notierte er: *Um kurz zu bemerken, bringe ich noch vom 25sten nach, dass, als ich im Oberhof war, Herr Sekundarlehrer Honegger eben daran war, seinen Hausrath zu verpacken, um denselben, ich weiss nicht wie bald, durch einen Fuhrmann verließen zu lassen*. Honegger hatte einen Ruf nach Schaffhausen angenommen. *Gehe er doch*, fährt Heinrich Senn fort, *wir sind bloss um einen radikalen Brausekopf ärmer. Es muss ihm doch zum Sterben verleidet sein, seit der laut-tönige Pfr. Spyri auch abtiffelierte. Das sind die neumodigen Völksefreunde, die sich dem Wohle einer Gegend hinopfern, so lange man ihnen sonst nirgends ruft. Gelehrt und berufsfähig sind Beide, Spyri und Honegger, aber das Opfermesser darf nur von ferne blitzen, so – nehmen sie Reissaus*.

Auf Honegger folgte der nicht minder radikale Sekundarschulverweser Friedrich Mann. Heinrich Senn bemerkt unterm 12. Februar 1852 über ihn: *«Mann» kam etwa vor 4 od. 5 Wochen hieher und ist sonst ein deutscher Flüchtling seit einem Volksaufuhr 1848, welcher Aufuhr in fast allen deutschen Staaten in dem Sinne geleitet war, wie ihre Lehre es jezt noch weist, zur Vertreibung der Fürsten und zur Einführung sozialistischer und republikanischer Verfassungen. Er nennt ihn einen Sozialisten und schreibt: Ein*

solcher «Sozialist» war schon der vor einigen Monaten aus dem Fischenthal weggezogene Lehrer Honegger, aber als Solcher anerkannt und darum – wie die Bürklizeitung seiner Zeit verdeutete – ist der gegenwärtige Lehrer Friedrich Mann ins Fischenthal versetzt worden, wo er guten Grund und Boden zur Entfaltung u. Verwirklichung seiner Ideen antreffen soll.

Tatsächlich sah sich Mann – wie vor ihm Honegger – bald gedrängt, einen Verein ins Leben zu rufen. Unterm 12. Februar 1852 vermerkt Heinrich Senn in seinem Tagebuch: *Setti brachte aus der Schule ein von Lehrer Müller ihr eingehändigtes Zirkularschreiben, worin Herr Sekundarlehrer Friedrich Mann zur persönlichen Theilnahme an einem zu errichtenden Bildungsverein einladet. In hohen Worten wird da das Gute und Nützliche einer solchen Anstalt vor die Augen gelegt, und als höchst unerlässlich für Jeden dargestellt; der in einer Zeit, die mit Riesenschritten vorwärts zur Aufklärung und Vervollkommnung des vielseitigsten Wissens wie eben die gegenwärtige eilt, sich nicht weit hinter dem allgemeinen Fortschritt zurückgesetzt wissen wolle. Die Zielsetzung des Vereines umschreibt Heinrich Senn mit den Worten: Es soll in diesem Bildungsverein über Künste, Land- u. Bodenkultur, Dampfmaschinen und die fortlaufenden Lebens- u. Tagesfragen überhaupt, mit einem Worte: über Alles, was zur Belehrung, Ausbildung und Aufklärung der menschlichen Wissenschaft und Kraft dienen kann, abgehandelt, geschrieben und gesprochen werden. Und sarkastisch setzt er hinzu: Eine solche Tagesfrage wäre dann wahrscheinlich vorab die Verarmung unsers Geschlechts [in] dieser Zeit und die Antwort darauf: «Sozialismus», der in der gegenwärtigen Zeit von einer immer mehr sich häufenden Schaar von Volksbeglückern – wie sie sich genannt wissen wollen – angerühmt wird.*

Die Einladung richtete sich vor allem an Heinrichs Bruder Jakob. Zum wiederholten Mal. Er hatte sie stets abgelehnt. Als Gründe dazu nennt Heinrich in seinem Tagebuch: *Es sind auch die Namen, die bereits im Zirkular unterschrieben sind, gar nicht einladend für uns; oben an die Güte, Huld und gnädige Herablassung in der Person des Gemeindspräsidenten Keller im Mühlebach, dessen anmassliche Gestalt und Geberdung für Jakob von Angesicht zu Angesicht sehr unerträglich werden müsste. Dann folgen die Nahmen anderer radikaler Braus- u. Lahmköpfe, im Ganzen acht Unterschriften nach dem nämlichen Schnitt.*

Auch allen weiteren Überredungsversuchen hielt Jakob tapfer stand. Zu genau erinnerte er sich, wie unbehaglich er sich ein Jahr zuvor im kurzlebigen Fischenthaler Leseverein gefühlt hatte.

*Kein Gelehrter kann die Ursachen erklären – Zeitgeist und parapsychologische Phänomene (1853)*

Als ob die im neuen Bundesstaat herrschende liberale und materielle Gesinnung eine Gegenbewegung hervorgerufen hätte, erwacht zu Anfang der 1850er-Jahre ein allgemeines Interesse am parapsychologischen Phänomen des Tischrückens, von dem auch das Zürcher Oberland erfasst wurde.

Zum ersten Mal berührt Heinrich Senn diesen Gegenstand in seinem Tagebuch am 8. Mai 1853. Er zitiert einen Bericht aus dem «Christlichen Volksboten von Basel» über den *Spuk der wandernden Tische und der sogenannten Klopfgeister*, der von Amerika nach Europa importiert worden sei. In diesem Bericht werden Experimente deutscher Professoren beschrieben, auf deren Befehle Tische und Kommoden Bewegungen ausführten oder mittels Klopfzeichen Fragen beantworteten. Danach ergänzt Heinrich Senn: *Auch anderwärts in meiner entfernten u. nähern Umgebung ist das Tischrücken auf die einfachst beschriebene Art Leuten gelungen, Andern auch nicht.* Kein Gelehrter könne die Ursachen und Wirkungskräfte bei diesen Handlungen recht erklären.

Im Anschluss daran bedenkt Heinrich Senn die Diskrepanz zwischen diesen geheimnisvollen Kräften und dem ganz und gar rationalen Geist seiner Zeit: *Aus dieser neuen Erscheinung sieht man, dass die, nach der heutzutageigen Zeitgeistsmode verlachte und bemitleidete Zeit des Aberglaubens nicht nur einmal war, sondern immer ist, sobald Dinge auftauchen, die auf so unerklärliche und doch augenscheinliche Weise aus einer unbekannten Sphäre sich den Kindern der Zeit vor die Augen führen lassen.* Er mutmasst, dass vielleicht so Märchen, Sagen und Legenden ihre Beglaubigung gerade in einer Zeit fänden, die *sichs sonst wie die gegenwärtige zum eigentlichen Berufe gemacht hatte, Alles mit Hohnlachen und Spott zu geiseln, was aus dem Lebensgebiete dienstbarer Geister und Wunder- u. Zauberkräften erzählt wurde.* Gerade habe er eine Legende vom Heiligen Franziskus gelesen, in der Holzscheiter von alleine in den Ofen wanderten, um dessen Zimmer zu heizen. Heinrich Senn folgert daraus: *Diese Legende hat ja ganz verwandte Charaktere mit den heutigen Tisch- u. Komodenleistungen. Wenn nur, was ja in gleicher Möglichkeit läge, sichs der Mensch zur Aufgabe machen würde, etwas Nützliches mit Hülfe dieser geheimen Kräfte zu vollbringen, und sich nicht nur mit Gaukelspielen abzugeben, die Zeit kosten und dabei oft noch Köpfe bis zur Verzweiflung verwirren.*

Als zwei Wochen später Ulrich Furrer, ein Sternenberger Freund aus dem Jünglingskreis um den Volksdichter Jakob Stutz, zu Besuch kam, bot er der Familie Senn Gelegenheit, unter seiner Anleitung in kleinem Massstab eigene Erfahrungen mit diesen Phänomenen zu sammeln. Unterm 25. Mai 1853 berichtet Heinrich Senn: *Wir nahmen einen alten hartholzenen Fleischteller, legten ihn auf ein stehendes Weinglas, dann legten Furrer, Jakob u. ich unsre Hände rings auf den Teller, flach und so, dass sich die kleinen Finger der Nachbarn berührten. Es wollte aber nicht gehen, bis Sette an meine Stelle kam, da drehte sich ohne Verzug der Teller auf dem Glas ringsum und zwar von der rechten zur linken Hand. Ich wusch meine Hände u. probirte es noch einmal u. da gelang es auch mit mir, doch nicht so schnell wie bei den Andern; denn je weicher die Hände, desto besser.*

Nachts hätten sie das Tellerdrehen wieder probiert, schreibt Heinrich Senn weiter. Sie hätten auch mit Erfolg kommandiert. *Wir riefen dem Teller, wenn er im besten Gange war, zu: «Stehe still!» – und flugs stand er still, ohne dass wir eine andre Bewegung gemacht hätten, bis er sachte wieder zu laufen begann. Dies Komando befolgte er treu, so oft wir wollten, und unser Erstaunen fand keine Grenzen; Sette aber fing sich an zu fürchten, schrie u. wollte keine Hand mehr an den Geisterspuk legen.*

Heinrich Senn hingegen bewahrte sich ein Staunen. Er bemerkt zum Schluss: *Wer wird eine Erklärung dieser Sache geben können, da es die berühmtesten Gelehrten in verwandten Fächern als Null und nichtig erklärten, bis man es vor ihren Augen praktizirte! Ja selbst, wenn man es gesehen und gefühlt hat, so ists Einem immer noch, man könne es nicht glauben.*

*Darf man nichts Besseres erwarten als bisher – Landwirtschaftliche Verhältnisse (1853/54)*

Während sich zu Anfang der 1850er-Jahre allerlei Vereine im Geist des neuen Bundesstaates um die Hebung der Volksbildung bemühten, blieben die Aussichten der Landwirtschaft die gleichen. Auch das Jahr 1853 bot trübe Aussichten. Am 2. April verzeichnet Heinrich Senn in seinem Tagebuch: *Wir fanden unter unsern Erdäpfeln im Keller einen, der ganz krank war, und der schon einen jungen erzeugt hatte, welcher so gross wie ein rechtes Hühnerey und auch schon krank flekigt war. Also darf man heuer nichts Besseres erwarten als bisher.*



Frühjahr und Vorsommer brachten schlechte Witterung, sodass die Lebensmittelpreise stiegen. Heinrich Senn klagt unterm 25. Juni: *Noch pflanzt man an Orten Erdäpfel und Haber. Die Feldfrüchte wachsen nicht u. unser Sommerkorn ist noch nicht über drei Zoll hoch. Das Laub des Wallnussbaumes ist noch nicht zur Hälfte erwachsen. Einige Apfelbäume blühen noch, jedoch wird heuer der Obstwachs auf Null zu stehen kommen, trotz der im Frühjahr ungewöhnlich hoffnunggebenden Aussicht.*

Der Herbst hielt dann aber doch zwei Überraschungen bereit. Die witterungsbedingt verspätete Aussaat der Kartoffeln zeigte eine neue Situation. Nach Beendigung der Ernte notierte Heinrich Senn am 26. Oktober: *In diesem Jahre gab es seit den 8 Fehljahren die wenigsten kranken Erdäpfel; doch obwol dies Verhältnis überall stattfand, so klagt man doch auch überall von kleinen Haufen Erdäpfel, die es heuer gegeben. Die Anzahl u. Grösse gegen früher muss dies bewirkt haben. Man musste sie eben aller Orts spät pflanzen. Auch das Obst war besser gediehen als erwartet. Einige Bäume waren segensvoll behangen, obgleich die Blüthe sehr spät aufgegangen, hielt Heinrich Senn am 22. Oktober fest. Die Halmfrüchte hingegen zeigten sich wenig ergiebig. Das zeitigte Folgen. Heinrich Senn schreibt: Die Leute kaufen nur fast kein Brod mehr wegen des unerschwinglichen Preises.*

Die Hoffnungen, es werde mit der Kartoffelkrankheit nun endlich bessern, wurden im darauffolgenden Jahr wieder zunichte gemacht. Im August 1854 traten ihre Zeichen erneut auf. Nichts blieb unver sucht, ihr zu wehren. Am 15. Oktober wanderten Heinrich Senns Eltern nach Schochenegg ob Fischingen im Thurgau, um Kartoffeln zu kaufen, von denen ihnen eine dort wohnhafte Pilgerin auf dem Heimweg von Einsiedeln erzählt hatte. Sie hatte der Mutter gegenüber eine Sorte Erdäpfel erwähnt, welche die löbliche Eigenschaft besitzen, der alljährlich erscheinenden Seuche zu widerstehen u. fast nichts davon zu leiden. Mit diesen wollte es die Familie Senn nun auch einmal probieren. Sie bekamen aber, berichtet Heinrich Senn, nur eine andere ähnlich seyn sollende Sorte u. wenige Erdäpfel der erstern, die aber ohne Zweifel die nämlichen sind. Sie besäßen, hiess es, nur wenige der gerühmten Sorte, «Glarner» genannt.

Ohnehin hatte die Familie Senn begonnen, beim Fruchtanbau das Gewicht auf Bohnen zu verlegen, wie aus Heinrich Senns Erntebericht vom 18. Oktober hervorgeht. Er schreibt: *Den Haber aufgenommen, weil sich das Wetter verschlimmerte, statt verbesserte. Er war tropfnass, hatte*



*schon theilweise Wurzeln geschlagen. 37 Garben. Vater wannete die Bohnen auf. Wir bekamen etwas sechs rechte Gelten voll, die nach den gegenwärtigen Fruchtpreisen wol 64 fr. werth sind. (Das Pfd. Mehl gilt 32 rp.) Ungefähr neunfältiger Ernteertrag, aus einem kleinen Stück Land und ungedüngt. Heinrich Senn folgert daraus: Uebers Jahr pflanzen wir jedenfalls noch mehr Bohnen. Und er lobt die Hülsenfrucht mit den Worten: Es ist eine schmackhafte, nährhafte Kost, bedarf einer einfachen Zubereitung u. lässt sich besonders heuer leicht weich sieden. Ein schönes Ersatzmittel für die Erdäpfel, deren Kultur bald so misslich u. unrathsam ist, weil man oft grosse Kosten auf die Pflanzung verwenden kann u. im Herbst den Acker mit faulen Knollen antrifft. – Die Bohnen fehlten uns noch nie u. selten düngten wir sie.*

#### *Für das Wohl der Gemeinde – Gründung einer gemeinnützigen Gesellschaft (1854/57)*

Die Vereine, die sich – ganz dem liberalen Geist im neuen Bundesstaat verpflichtet – im Fischenthal um die Hebung der Volksbildung und allgemeinen Fortschritt bemühten, standen und fielen mit ihren Führungspersonen. Nach einem Lese- und einem Bildungsverein, die durch die Initiative der Sekundarlehrer Honegger und Mann gegründet worden und bald wieder eingegangen waren, rief Ende 1854 der kurz zuvor als Nachfolger Pfarrer Rebsamens in die Gemeinde gekommene Johann Heinrich Müller eine *freie, das Gemeindewohl anstrebende Gesellschaft* ins Leben. Nach der ersten Versammlung im Pfarrhaus am 17. Dezember 1854, an der auch sein Bruder Jakob teilnahm, notierte Heinrich Senn in sein Tagebuch: *Dieses erste mal bestand die ohne alle u. jegliche Statuten verpflichtete Gesellschaft aus 10 Mitgliedern, worunter fast alle Lehrer der Gemeinde.* Die Ernsthaftigkeit der neuen Unternehmung wurde unverzüglich dadurch bekräftigt, dass Sekundarlehrer Hermann Studer, der Nachfolger von Friedrich Mann, einen Vortrag über Forstkultur und andere in «Holz u. Sträucher» einschlagende Handwerke hielt.

In diesem Verein wurden einerseits gemeinnützige Ideen verhandelt. Am 7. Januar 1855 ward beschlossen, *wo möglich eine Arbeitsschule für die Jugend, besonders für die weibliche, zu errichten.* Ein Jahr später wurde sie Wirklichkeit. Und im März erfolgte die Errichtung einer von den Behörden seit vier Jahren geplanten Bettlerkasse. Daneben sorgten

Vorträge für die Horizonterweiterung der Gesellschaftsmitglieder. Im Februar referierte Jakob Senn *über eine neue Frucht, genannt «Yams»*, die in den Zeitungen als *Ersatz für die Kartoffel* empfohlen worden war; im März Adolf Schoch im Mühlebach *über industrielle Gewerbe in hiesiger Gegend*; im April wiederum Jakob Senn *über Errichtung von Sonntagschulen zur Fortbildung für junge, nicht mehr schulpflichtige Leute*. Im Juli sprach Kaspar Keller im Mühlebach *über Feldbefestigung, Schanzen, Wälle u. Gräben*; im September Lehrer Rüegg im Lenzen *über die Loosungsworte der Jetztzeit: «Liberalismus u. Conservativismus»*. Im Oktober hielt Pfarrer Müller einen *negativen Vortrag* über das Tischklopfen und im November einen über Sparkassen. Und im Dezember brachte Bezirksrichter Keller am Mühlebach ein erstes Mal *die Bereinigung der Grundprotokolle* zur Sprache, während Sekundarlehrer Müller einen Vortrag über Gymnastik hielt.

Im November 1855 war der Bildungsverein zum Gesangsverein erweitert worden. So vermerkt Heinrich Senn unterm 13. Januar 1856: *Jakob gieng in den Gesangs- u. Bildungsverein im Oberhof*. Er hatte für diesen Tag einen Vortrag vorbereitet *über die Führung eines Tagebuchs*. Dabei kamen Heinrich Senns Aufzeichnungen ein erstes Mal zu Ehren, denn Jakob las zur Illustrierung seiner Worte einige Auszüge daraus vor. Heinrich Senn schreibt: *Er erntete einen ungetheilten, nachhaltigen Beifall und Jeder wusste mehr oder weniger Dahingehöriges beizufügen*. Einige Zuhörer hätten sich zur Führung eines Tagebuchs angeregt gefühlt, und der Pfarrer habe vorgeschlagen, dieser Aufsatz müsse in die «Monatlichen Mittheilungen» zum Allmann, *wofür er vollkommen geeignet sei*.

Dann bleiben in Heinrich Senns Tagebuch die Informationen über den Bildungsverein aus. Anfang Februar 1856 zog sein Gewährsmann, der Bruder Jakob, nach Zürich, wo er über Vermittlung Pfarrer Müllers eine Anstellung im Buchantiquariat Siegfried gefunden hatte. Als auch die treibende Kraft des Vereins, Pfarrer Müller, im August 1857 die Gemeinde verliess, kam die Vereinstätigkeit schnell zum Erliegen. Heinrich Senn vermerkt unterm 16. August 1857: *Pfarrer Müller that heute hier die letzte Predigt. Er ist nach Höngg gewählt. War über 3 Jahre hier, hat viel Nützliches geschaffen, den Betel abgeschafft, eine Nähsschule gegründet und Anderes mehr. Es hat ihm aber doch wie seinen Vorgängern in dem einsamen Fischenthal nicht mehr gefallen; Es will Alles näher zur Stadt. Er war aber doch der, welcher mir am besten gefiel von den 12–13, die wir seit 1844 gehabt*.

## *Dass Bettel und Diebstahl mehr als je zu Tage treten – Auswirkungen der Massenarmut (1850/54)*

*Es ist nothige Zeit, wo Viele am Bedürftigen Mangel leiden, so dass Bettel u. Diebstahl mehr als je zu Tage treten*, notierte Heinrich Senn unterm 7. März 1854 in sein Tagebuch. Tatsächlich erreichte zwischen 1840 und 1860 die Massenarmut in der Schweiz ihren Höhepunkt. Da musste sich auch im Zürcher Oberland manche Elendsgestalt durchbetteln. Unterm 11. Juli 1850 berichtet Heinrich Senn von einem erbarmungswürdigen sprachbehinderten Knaben: *Es kam ein kleiner schlecht gekleideter Knabe die Schwobegass heraufgeschlichen u. hielt lange bei uns an. Wir fragten ihn über dies u. das, woher, wohin, u. wer er sei. Es zeigte sich aber, dass er gar nicht reden konnte, indem er höchstens die unverständlichen Laute: Konoh, Konoh, u. Gual gugual herausbrachte. Er mochte ungefähr 10 Jahre alt sein. Wir gaben ihm ein Quantum dörre Birnen in die Tasche u. wiesen ihn allen Ernstes heim, worauf er laut zu schreien anfieng u. bedeutete, dass er weit dahin habe. Nun gieng er weiter hinauf. Noch wissen wir nicht, woher er war.*

Althergebrachte Bräuche wie der Neujahrsbesuch erhielten in dieser Zeit ein ganz neues Gewicht. Unterm 4. Januar 1853 bemerkt Heinrich Senn dazu: *Seit Neujahr wird man fleissig besucht von armen Leuten, die für einen lang und breit dargebrachten Neujahrswunsch auch wieder etwas Langes, Breites und Fettes erwarten.* Diese Ausdrucksweise darf jedoch nicht den Eindruck erwecken, Barmherzigkeit sei der Familie Senn ein Fremdwort gewesen. Unterm 16. März 1853 vermerkt Heinrich Senn in seinem Tagebuch: *Ein armer 78jähriger Greis (Peterheiri) im Lenzen kam und bat um Almosen; wir gaben ihm ein erwünschtes Chrysbürdeli, zum Heizen.* Ein Jahr später nahm sich die Familie in ähnlicher Weise einer Mutter mit drei Kindern an. Heinrich Senn berichtet unterm 7. März 1854: *Jüngst vernahmen wir, dass eine Frau im Aesch, die mit drei Kindern von ihrem Manne getrennt lebt, sehr hungern u. frieren müsse, weil ihrer Hände Arbeit sie nicht vor Mangel zu schützen vermag; daher fühlten wir uns bewogen, ihr einiges Heizmaterial als Geschenk anzutragen. Auf dies schickte sie heute zwei Kinder, denen wir 4 Chrysbürdeli überreichten.*

Mit offensichtlichen Schelmen aber bekundete Heinrich Senn seine Mühe. In diesem Sinne hatte er am 18. Februar 1853 einen psychologischen Zug akzentuiert, der ihm als aufmerksamem Beobachter an den Bettlern aufgefallen war. Er schreibt: *Kam ein armes Knechtlein, ein*

meisterloses. Er war früher auch schon da gewesen, so im Spätherbst vorig[en] Jahres, und bat jedesmal um Etwas zum Essen. Als er heute in die Stube trat, sagte Vater gegen ihn: «So, ist de Bursch au wieder do!» – worauf der Fremde verwundert meinte: «Was, kennet ihr mich?» – Weitere Verhandlungen übergehend füge ich nur die Bemerkung bei, dass es Bettler nicht haben wie z.B. Krämer; sie wollen nirgends gekannt sein. Aus diesem Triebe, ungekannt zu sein, geht auch hervor, dass sie oft sagen: «Ih chumme nüme – es ist sletzt mol.»

Ansonsten aber trat Heinrich Senn klar für private Hilfeleistung ein. Wenn sie vermehrt erfolgen würde, bräuchte die Armut nicht so laut zu schreien, meint er unterm 7. März 1854, bevor er eine gebefreudige Familie schildert. *Unsere Verwandten auf der Egg im Hörnli haben es sich, wie es scheint, recht zum Ziele gesetzt ein armes, krankes Mensch, das ebenfalls im Aesch unten in einem elenden Kämmerlein Jahr aus u. ein bettlägrig ist, mit Wohlthaten zu überschütten; denn da ergeht vielleicht im ganzen Jahr keine Woche, wo nicht Eines oder das Andere von ihnen, wenn es etwa sonst ins Thal geht, der Armen eine Gabe bringt, an allerlei Speise und Sonstigem. Und an späterer Stelle fährt er fort: Man möchte auch hier ausrufen: Almosengeben armet nicht; denn diese Haushaltung, die sonst reichlich austheilt an mehr und weniger Bedürftige, scheint auch vom besondern Segen des Himmels begünstigt zu seyn. Allgemeine Achtung der Nebenmenschen und das besondere Gedeihen ihres häuslichen Glückes hebt sie immer mehr aus dem dagegen eher tiefer sinkenden Kreise von ehemals theils wohlhabenden Umwohnern empor.*

#### *Dem Hausbettel entgegenarbeiten – Errichtung einer Bettlerkasse (1850/57)*

Durch die Errichtung einer Bettlerkasse versuchte die liberale Gemeindebehörde im Fischenthal der in den 1850er-Jahren zunehmenden Bettelei den Riegel zu schieben. Auch wurde beschlossen, die Bettelei im Fischenthal abzuschaffen, so wie auch den übrigen Theil des Kantons davon in Kenntniss zu setzen, diese Regel gegen Fischenthalerbettler zu praktizieren. Dies vermerkt Heinrich Senn unterm 24. November 1850 in seinem Tagebuch, nachdem der Vater und der Bruder Jakob von der Gemeindeversammlung heimgekehrt sind. Jede Haushaltung berichtet er weiter, ist ersucht, die Summe, die sie vielleicht jährlich sonst den Bettlern verabreichte, einem einzigen hiezu Angestellten einzuhändigen, um damit die wahrhaft Nothbedürftigen zu unterstützen, z.B. arme fremde Reisende.



Am 23. Januar 1851 erschien Gemeinderat Rüegg vom Althörnli bei der Familie Senn mit einer Liste zur Zeichnung von Beiträgen in die geplante Kasse. *Wir zeichneten einen halben Gulden jährlicher Steuer, schreibt Heinrich Senn. Viele zeichneten mehr, Viele eben so viel u. Andre noch weniger. Der Pfarrer z.B. zeichnete vier Thlr.*

Nicht überall ging die Sache so glatt von statten, wie auf dem Leiacher. Heinrich Senn berichtet unterm 4. Februar 1851: *Als vor etlichen Tagen die Sammler von Unterschriften für Beiträge zu einer Armenkasse auf die Hinteregg zu einem gewissen Schoch kamen, wurden sie mit ihrem Begehren sehr unfreundlich u. grob abgewiesen, indem Schoch höhnisch erwiderte: «Nei, is Fischethal ue gib ich nüt meh; Wenn ih denn öppis vor hä, se will ihs an en anders Ort hi ge.» Schoch ist (um sein Handeln besser verstehen u. beurtheilen zu können) ein fanatischer, in religiöser wie in anderer Hinsicht unwissender, betrübt über den Zeitgeist kopfhängerischer, gegen die jetzige liberale Behörde u. besonders gegen den Pfarrer widerspenstiger, all ihr Handeln verdächtigender Mann. – Doch ihm wurde entsprochen, er kann nun, wenn er will, seine Mildthätigkeit anderseits anwenden. Ihm wurde nämlich ein illegitimer Sohn, der als ein vierzigjähriger entlassener höchst entsittlichter Söldner im Armenhause auf dem Langenberg lebte, zur Versorgung überantwortet.*

Dann wurde es ruhig um die Bettlerkasse, bis sich 1855 die Gemeinnützige Gesellschaft unter Leitung Pfarrer Johann Heinrich Müllers der Sache annahm. Heinrich Senn schreibt unterm 4. März in gereimter Form ins Tagebuch: *Sonntag. Wir sassen beisammen im stillen Verein, da trat Stillständer Peter im Aeschacker herein; er wünschte, dass wir einschreiben sollten, wie viel wir monatlich zahlen wollten in die Betlerkasse, die neulich errichtet – wir haben uns zu zehn Rappen verpflichtet. Von nun wird dran gehalten scharf, dass hier zu Land Niemand mehr beteln darf; Jeder wird an den Kassenhalter gewiesen, von diesem mit einer Gabe oder – leer abgespiesen.*

Am 11. März wurden die Statuten festgelegt. Der Pfarrer hatte dazu die hiefür geneigten Bürger der Gemeinde ins Schulhaus Boden eingeladen. Heinrich Senns Bruder Jakob wohnte der Versammlung nebst 26 andern Bürgern verschiedenen Standes u. Berufs bei und wurde in den Vorstand zur Handhabung dieser neuen Ordnung gewählt. Heinrich Senn schreibt weiter: *Es mag ungefähr zwischen 40 u. 50 frk. betragen, was an monatlichen Beiträgen für die Almosenkasse gezeichnet ist in unsrer Gemeinde. Eine Hilfsgesellschaft in Winterthur sandte zu diesem Zwecke ein bedeutendes Quantum Maismehl in die Gemeinde, das ihr mit nur 5 fr. per Ctr. zu bezahlen ist. (Das Pf. Maismehl kostet sonst 21–24 rp.) Als Almosen wird nun ein Pf.*



*Maismehl gleich 10 rp. an Betreffende verabreicht.* Und er schliesst mit dem Wunsch: *Möge dies Institut nur Bestand haben!* Es hatte Bestand und konnte in der ersten Jahresrechnung einen Überschuss von 57.90 Franken verbuchen, wie Heinrich Senn unterm 27. März 1857 festhält. Den Hausbettel, dem es entgegenarbeitete, brachte es allerdings nicht ganz zum Verschwinden.

*Um den Angeflehten das Herz zu erweichen – Bettelei trotz Bettlerkasse (1855/62)*

*Wir spiesen (mit 5 rp.) einen gemeinen Betler (Zangger v. Geschlecht), einen trägen Strolchen ab, vermerkt Heinrich Senn nach der Errichtung der Bettlerkasse unterm 6. August 1855. Jedesmal sei dieser alte Hausfreund mit einem andern Leibesgepresten gekommen, um sich der Barmherzigkeit besser zu empfehlen, fährt er fort. Diesmal – man höre wie keck! trug er seinen linken, vor 3 Wochen abgebrochenen Arm in der Schlinge u. erklärte sein Unglück vom Güllentragen her (was er wohl lange nie mehr gethan haben wird!). Im Verborgenen aber beobachtete ihn mein Vater, wie er den gebrochenen Arm beliebig brauchen konnte; noch mehr: der Pfarrer – auch nicht leichtgläubig – untersuchte ihm das elende Glied, das weder geschwollen noch schmerzhaft für den «Leidenden» war u. erklärte ihm geradezu sein Vorgeben als freche, strafwürdige Lüge. – Das ist ein Vagabond! und – ich schliesse.*

Einen ähnlichen Fall beschreibt er unterm 3. Januar 1856: *Es kam ein Betler, ein Mann aus dem Grenzorte «Au» im Thurgau, der für einen weitumfassenden, dargebrachten «Neujahrswunsch» ein Almosen hoffte zu erfischen. Wir reichten ihm aber nicht mehr, denn ein halb Beken voll Räbenmues, das wir am Mittag übrig gelassen (da der öffentliche Betel hier abgeschafft ist). Um nach geübter Betler Art den Angeflehten das Herz zu erweichen, griff dieser zu folgender unerhörten Lüge: er habe sich in vier Jahren zwölf mal die Achseln auseinander gefallen!! Welch erbärmliches Missgeschick wäre ein solches!! Leider seien nur Mutter und Barbara Zeuge dieser Ungereimtheit gewesen. Der Vater habe gemeint, er würde ihm geantwortet haben, er hätte die Achsel nicht so oft wieder ineinander fügen, sondern es endlich bei der Zerrüttung bleiben lassen sollen, da es ja gewiss nicht so vieler Mühe werth gewesen.*

Einem ungewöhnlichen Bettler, von dem der Walder Geissenhändler Egli ihm erzählte, bezeugte Heinrich Senn hingegen am 5. April 1858 seine Achtung. Er schreibt: *Dieser Betler kam jüngst zu genanntem*

Egli, wünschte seine Geissen zu sehen, um eine davon zu kaufen. Egli dachte, was will der doch Geissen kaufen, ist er ja, so lang ich ihn kenne, ein zerfetzter Betler gewesen. Aber er irrte sich: Sie wurden des Handels einig und der Betler zahlte die gekaufte Ziege, deren Preis 32 Frk. war, bis an 2 Fr. baar aus. Egli musste ihm versprechen, die verhandelte Ziege auf einen bestimmten Tag vor das Dorf Wald hinaus zu führen, wo er sie in Empfang nehmen und völlig auszahlen wolle. Egli that also. Der Käufer erschien pünktlich und zahlte auch pünktlich mit lauter rothen Rappen aus. Dass er die Ziege nicht selber durch das Dorf hatte führen wollen, geschah aus dem Grunde, damit sich die Leute, bei denen er als Betler zusprach, nicht an ihm ärgern. Er vertraute dem Egli, wie er es mit seinem Beteln durch Sparen schon zu einem ansehnlichen Nothpfennig gebracht und bei seines Bruders Sohn etwa 200 Frk. hinterlegt habe. Die gekaufte Geiss gedachte er wieder zu verkaufen, um etwas im Handel zu verdienen. Er ist ein Bürger unserer Gemeinde Fischenthal. Der ist über Wenigem treu gewesen!

Das nächste Bettlerporträt tönt wieder anders. Unterm 20. Juni 1862 steht zu lesen: Es kam ein Betler, dem reichte die Muter in einem Becken Buttermilch; in diesem Moment fuhr schnell eine Fliege hinein in die Milch. Der Betler, der zwar grosse Lust für die Milch bezeigt hatte, änderte schnell seine Begierde und sagte: solche Milch trinke er nicht, die sei unsauber, er wolle noch lieber einen Rappen! Aber anstatt eines Rappens ertheilte ihm die Muter, die in dergleichen Fällen wie überhaupt selten Spass versteht, einen schnellen Laufpass zur Thüre hinaus. Ich muss gestehen, säuberlich bin ich auch, vielleicht bisweilen nur gar zu exakt, aber Buttermilch, die übrigens in Ordnung ist, ob auch eine Fliege darein geschossen wäre, ess ich doch noch. So beschliesst Heinrich Senn das letzte Bettlerporträt in seinem Tagebuch. Die Einrichtung der Bettlerkasse scheint den Hausbettel endlich doch aufgehoben zu haben.

*Dass einer seine Frau schier tödtete – Auswirkungen der Geisterzitation (1855)*

Zwei Jahre, nachdem das Interesse am Phänomen des Tischrückens erwacht und schnell wieder abgeklungen war, zog es in Form der Geisterzitation die Bevölkerung des Zürcher Oberlandes noch einmal in seinen Bann. Nachdem Pfarrer Müller am 14. Oktober 1855 in der gemeinnützigen Gesellschaft «einen negativen Vortrag» darüber gehalten hatte, notierte Heinrich Senn in sein Tagebuch: *Eine grosse*

Menge Gläubiger setzt diese neue «Offenbarung» weit über das Evangelium von Christo, indem es (nach ihrer getäuschten Meinung) alles offenbart, was letzteres sonst immer noch verschwieg. Ein ehemaliger Kapuziner namens Ammann lehre in seinem Buch «Die Ewigkeit ist kein Geheimnis mehr» die neue Kunst.

Heinrich Senn berichtet weiter, dass viele, die vorher in radikalem Uebermuthe alle Geisterwelt belächelten, nun als entschiedene Verteidiger der unsichtbarggeistigen Einwirkungen beim Tischklopfen aufträten. Sie glaubten, dass sich die abgeschiedenen Menschengeister aller Zeiten in nächster Nähe der Lebenden aufhielten. Dadurch liesse sich ja vielleicht, bemerkt Heinrich Senn weiter, die Welt wieder auf den verlassenen Standpunkt zurückführen, den die christliche Religion bezüglich der Geisterwelt anweist. Doch fallen die negativen Aspekte weit mehr ins Gewicht. Er schreibt: Dagegen sind die Verirrungen bedauerlich, wenn man unbedingt einer trügerischen Enthüllung glaubt u. folgt, die das Grässlichste nennt u. zu Schrecklichem verleitet; z.B. wenn Gatten sich durch Befragung und auf «hölzerne» Antwort eines Tisches morden wollen oder mindestens einen Stachel behalten, der ihnen Zeitlebens in die alte Wunde sticht, die aus Wahn von des Andern Untreue entstanden ist. Hinwieder ist es schrecklich, dass man, wie es geschehen ist, einen abgeschiedenen Geist um den Stand seiner Seligkeit oder Unseligkeit befragt u. dann die Antwort erhält: er sei in der Hölle!

Auch im Fischenthal zeigte die Wahrsagerei Auswirkungen. Heinrich Senn berichtet: Befragte hier in der Gemeinde kürzlich ein verlobtes Paar den Klopfsgeist, wie lange es noch bis zur Hochzeit zuwarten solle u. auf die angegebenen 14 Tage thaten sie, die Klugen, treulich danach! Glückliches Paar!? Dessen Bekanntschaft war noch neu. In einem andern Fall prüften Eheleute über Tisch und Geist die Treue des Gatten. Diese Frage u. die erfolgte Antwort bewirkten, dass einer seine Frau schier tödtete. Der Frau des Gemeinderatschreibers Rüegg im Lenzen sei zudem vom Tisch ein früher Tod verheissen worden, worüber sie sich wiederum fast zu Tode grämte – aber jetzt schon wieder lustig lebt.

Trotz des von Pfarrer Müller gehaltenen negativen Vortrags, wurde am 17. Oktober 1855 das Tischklopfen auch im Pfarrhaus praktiziert. Das kam so: Bei Pfarrer Müller weilte sein Vorgänger Rebsamen, derzeitiger Seminardirektor in Kreuzlingen, zu Besuch. Um ihn zu sehen, gesellte sich ihnen Heinrich Senns Bruder Jakob nebst weiteren Mitgliedern des gemeinnützigen Vereins zu. Heinrich Senn berichtet: Rebsamen hatte das «Tischklopfen» noch nie gesehen noch gethan,

daher bezeugte er Lust, mit Andern eine Probe zu machen. Das Verhalten Pfarrers Müllers umschreibt er mit den Worten: *Merkwürdig anderseits war das Benehmen des Pfarrers, der den Ungläubigen immer und fast einzig spielen oder seyn wollte und nicht mit den Andern seine Hände zur Zauberkette auf dem Tisch herreichen wollte; als er aber sich unbemerkt glaubte, schob er seine Hand zwischendurch auf den Tisch – hatte also der Versuchung auch nicht widerstehen können; wahrscheinlich um zu erfahren, ob, wie Viele sagen, die Hände von einem eigenthümlichen Gefühle berührt werden (was aber nicht wahr ist).*

Indessen erlosch das Interesse an der Geisterzitation ebenso schnell wie einst jenes am Tischrücken. Am 11. November, da er den Eintrag vom 14. Oktober ins Reine schrieb, bemerkt Heinrich Senn: *Viel ist für und gegen dies Klopfen geredet und geschrieben worden; jetzt aber, da ich schreibe, ist in unserer Gegend, wohl im ganzen Kanton die eigentliche Klopfwuth vorüber u. soll nun (gleich einer Seuche) das nachbarliche Thurgau ergriffen haben – um auch dort tüchtig durchgeklopft bald wieder zu verschwinden.*

#### *Die ersten welche direkt nach Amerika zogen – Von Auswanderern und Utopisten (1854/56)*

*Alles zum Leben theuer, Verdienst u. Gewerbe im Koth, desnahen bei der Uebervölkerung reissend steigende Armuth, die auch die besten, tüchtigsten Leute in das Verderben stösst.* Mit diesen Worten umreisst Heinrich Senn unterm 28. Mai 1854 in seinem Tagebuch die allgemeine Situation im Zürcher Oberland. Vor diesem Hintergrund schenkte man den geschönten Berichten aus dem Gelobten Land Amerika nur zu gern Glauben. Verbreitet wurden sie in Zeitschriften, wie jener, die Heinrich Senn unterm 16. November 1852 in seinem Tagebuch erwähnt: *Abends kam Lehrer Rüegg im Lenzen; er legte uns eine Ankündigung von einer neu erscheinenden Monatsschrift aus Amerika vor; ein Lehrer Bosshard aus dem Kanton Zürich redigirt sie, indem er Amerika bereisend, Nachrichten über verschiedene Zustände, Kultur, Klima, Gewerbe u. andere Merkwürdigkeiten Nordamerikas mittheilt.* Manch einer begann auf solche Information hin die Auswanderung zu erwägen. Auch Heinrich Senn tat es, nachdem zwei Brüder Kägi im Mai 1854 mit gutem Beispiel vorangegangen waren.

*Es sind dies die ersten, welche direkt nach Amerika aus dieser Gemeinde u., so viel ich weiss, aus den paar nächsten Gemeinden Bauma, Sternenberg usw.*



zogen, schreibt Heinrich Senn unterm 28. Mai 1854 weiter. *Es sind dies zwei junge rüstige Burschen von 25 (Johann) und 18 (Heinrich) Jahren. Viele sind gespannt darauf, was sie bald heimberichten werden u. bei günstigen Nachrichten dürften ihnen noch viele Nachzügler folgen. Es ist bald böse, hier mehr zu bestehen.* Heinrich Senn gibt von den Brüdern Kägi jedoch keine weitere Nachricht mehr. Acht Monate später berührt er aber das Thema Auswanderung noch einmal auf überraschende Weise.

Amerika als Land der «unbegrenzten Möglichkeiten» bot auch Raum für religiöse und ideologische Utopisten aller Art. So beabsichtigten 1855 Anhänger der Lehren des französischen Sozialisten Charles Fourier (1772–1837) in Texas einen sozialistischen Staat zu errichten. Zu diesen gehörte auch der Fischenthaler Sekundarlehrer Hermann Studer, der am 21. Januar 1855 im Bildungsverein öffentlich dafür eintrat. Heinrich Senn notierte, was ihm der Bruder Jakob darüber berichtet hatte.

Zum geistigen Führer der Utopisten bemerkt er: *Wird gesprochen wie Furiel! Dessen Grundsätze hatte Studer mit den Worten wiedergegeben: Allgemeine Menschenliebe ist der erste u. vornehmste Artikel unsers Bekenntnisses. Wir brauchen keine Kirche, keine Schule.* Sie lehnten ebenso die Ehe ab und verlangten von den Kindern keinen Gehorsam gegen die Eltern. Natürlich sollte alles Gemeingut sein und jeder arbeiten dürfen, was er wolle. *Nach einem Jahre, wenn wir uns recht festgesetzt, könnt ihr uns den Auswurf eurer Bevölkerung schicken, den wollen wir in Ordnung bringen – denn jeder Mensch ist dann gut, wenn man ihn nur auf den rechten Posten stellt,* schloss Studer. Die Versammlung habe ihm ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, *was sie Gutes und Kluges* von dieser neuen Staatseinrichtung halte, schreibt Heinrich Senn weiter. *Jeder gestand ihm offen, dass es ihm vor einer solchen Freistaatsregierung grause und dass er nicht mitziehen möchte.*

Studer reiste planmässig im März 1855 mit einer ganzen Schar anderer Auswanderungswilliger unter Führung eines reichen Zürchers namens Bürkli ab. Doch lief für die Utopisten nicht alles nach Plan. Im Januar 1856 bemerkt Heinrich Senn in seinem Tagebuch: *Schon über den Sommer brachten die Zeitungen ungünstige Berichte von diesen Colonisten, die uneins geworden u. auseinanderge laufen seien. Von «Studer» hiess es, er sei nach Cincinnati hinunter gegangen. Jetzt im Januar 56 steht in einer Zeitung: Die bürklischen Colonisten seien nach allen Winden zerstreut.* Über Studer vernahm er wenig später Schauderhaftes. Heinrich Senn schreibt am



2. März 1856: Ganz unglücklich ist er. Auf der Jagd sei ihm das Gewehr zersprungen, habe ihm einen Arm weggerissen u. den andern Arm so schwer verletzt, dass er für immer unbrauchbar; zugleich bei einem frühern Unfall habe er sich ein Bein auseinandergefallen u. sonst auf andere Weise Schaden genommen. Seinen Eltern habe er seinen traurigen Zustand heimberichtet und sie gebeten, sie möchten doch zu ihm kommen und – ihn erhalten!! Dies das Schicksal eines Menschen, der darob lachte und es höhnisch ausschlug, als ihm seine Freunde «Gottes Segen» auf seine Reise nachwünschten: «Ich brauche euere Wünsche und euern Segen nicht!» – Dies waren seine Worte an jenem Tage in jener Versammlung. – Mensch, zittre vor des Allmächtigen Gericht! Auch am Weltenende entgehst du ihm nicht.

*Eine neue Frucht, genannt «Yams» – Trügerische Hoffnung auf Kartoffelersatz (1855)*

In den Jahren anhaltender Kartoffelnot, die der Bevölkerung auch im jungen Bundesstaat noch lange das Leben schwer machte, hielt man sich an jede Hoffnung, die eine Veränderung der Situation versprach. Als im Frühjahr 1855 die Zeitungen die Nachricht verbreiteten, es sei ein Ersatz für die Kartoffel gefunden worden, griff Heinrich Senns Bruder Jakob das Thema sofort auf und referierte am 11. Februar in der «Gemeinnützigen Gesellschaft» darüber. Heinrich Senn berichtet in seinem Tagebuch: *Jakob (...) referirte über einen ganz besondern Gegenstand, nämlich über eine neue Frucht, genannt «Yams». Sie sei noch ganz fremd und erst im vergangenen Jahre 54 in Paris zur Probe gepflanzt worden.*

Pfarrer Müller, der Präsident der «Gemeinnützigen Gesellschaft», zog daraufhin schriftlich Erkundigungen ein und erhielt am 24. Februar eine ernüchternde Antwort. Am 17. März zerstörte ein Aufsatz in der «Eidgenössischen Zeitung» auch noch die letzten Hoffnungen. Als Verfasser zeichnete der Obergärtner am botanischen Garten in Zürich, Hrn. E. Regel. Heinrich Senn zitiert: *Denen aber, welche durch die übertriebenen Berichte der Augsb. Allg. Ztg. und französischer Blätter angeregt, sich darnach erkundigen, wo sie Knollen dieser Pflanze in grösserer Menge herbekommen könnten, um Versuche im Grossen anzustellen, denen wollen wir hiermit sagen, dass alle bis jetzt in Europa existierenden Exemplare dieser Pflanze kaum hinreichen dürften, um eine Juchart Landes zu bepflanzen, und dass ein kleines untheilbares Knöllchen jetzt noch mit 1–3 Frk. bezahlt wird.*

Daraufhin weist Obergärtner Regel auf Pflanzen hin, die als Ersatz für die Kartoffel weit näher lagen als die asiatische Yamswurzel. Er schreibt: *Unter allen bis jetzt als Ersatz für die Kartoffel empfohlenen Pflanzen kennen wir nur drei, die in dieser Hinsicht wirklich Ersatz gewähren; diese sind der Mais, die Rübli und die Bodenkohlrabi.*

Wie sehr die Familie Senn den früheren Zeitungsberichten Glauben geschenkt hatte, zeigt sich darin, dass sie bereits *ein Stück Feld aufm Bödeli vor am Garten unten «Yamsfeld» getauft* hatte. Nun kommentierte Heinrich Senn desillusioniert: *Also sind wir für einstweilen in unsern Hoffnungen und Erwartungen getäuscht!* Und an späterer Stelle fährt er fort: *Wir müssen uns gedulden und noch einmal u. länger die Probe mit andern Früchten machen; unter den Feldfrüchten aber geben wir den Vorzug den Ackerbohnen, die Hr. Regel nicht erwähnt hat.*

Als im Frühling die Vorräte der Familie aufgebraucht waren, seufzte Heinrich unterm 20. April in seinem Tagebuch: *Wir müssen eben auch fast Alles nun kaufen, was wir essen wollen oder müssen, wenn wir unser Leben fristen wollen; können daher auch nicht schwelgen! Oder ist es geschwelgt, wenn 7 Personen, die fast durchweg jede gleich viel und gern isst, an zwei Pf. Brod zu schwachem Kaffe für eine Mahlzeit sich genügen lassen müssen? Wenn sie Tags drei mal so abgespiesen werden! Doch, wir hatten es noch nicht lange so schmal, und habens dermalen viele Leute viel schmäler.*

Im Herbst hielten sich die Kartoffeln auffallend lange gut. *Bis gegenwärtig hatten wir bei unsern Erdäpfeln nur selten einen kranken; heute aber zeigte sich, dass sie sich merklich verschlimmert haben,* relativierte Heinrich Senn unterm 10. September den ersten Eindruck. Um zu retten, was zu retten war, wurde während der folgenden Regentage an einer begonnenen Erdäpfelpresse gearbeitet, *um so viel möglich bald Erdäpfel zu dörren, die sich stark bösern hinsichtlich der bekannten Krankheit,* wie Heinrich Senn am 15. September festhält. Die neuerlichen Einbussen bei den Kartoffeln wurden immerhin durch eine erfreuliche Obsternte entschädigt. *Die Begeisterung für die Baumzucht gewinnt diesen Herbst wieder Nahrung, indem das ziemlich reichlich vorhandene Obst die Baumkultur als doch etwas nicht Thörichtes erscheinen lässt,* bemerkt Heinrich Senn unterm 13. Oktober dazu, und schliesst: *Wir unserseits bekamen so gar viel Obst nicht, doch dörren wir einiges u. Mues assen u. essen wir stets noch davon. Gott Lob für die Frucht der Bäume!*

## *Das erste Mal, dass wir per Dampf fahren – Entstehung eines Eisenbahnnetzes (1856)*

In der Schweiz erfolgte der Eisenbahnbau im Vergleich zu den Nachbarstaaten mit Verspätung. 1847 war zwischen Zürich und Baden eine erste Strecke eröffnet worden. In den folgenden Jahren wurden zahlreiche Privatbahngesellschaften gegründet, die ihren Betrieb aufnehmen konnten, nachdem der National- und der Ständerat des neuen Bundesstaates im Juli 1852 eine vom Bundesrat angestrebte Staatsbahn abgelehnt hatten. Die Nordostbahngesellschaft unter Führung Alfred Eschers nahm sich des Baus der Linie Zürich-Romanshorn an.

Nachdem Heinrich Senn am 8. Oktober 1855 mit seinem Bruder Jakob das landwirtschaftliche Fest in Winterthur besucht hatte, bemerkte er in seinem Tagebuch: *Was wir auch noch nie gesehen, die Eisenbahn, das wollten wir auch sehen u. fanden dann auch den Bahnhof, von wo aus die Bahn nach Wyl und nach Romanshorn führt.* Vor kurzem war die Strecke zwischen Winterthur und Romanshorn und an diesem Tag jene zwischen Winterthur und Wil dem Verkehr übergeben worden. *Wir mussten wol staunen ob der Grossartigkeit u. der Masse von angewandtem Material u. der Mühe zu solch einer Bahn, wo so unglaublich viel Eisen u. Eichenholz verbraucht ist,* schreibt Heinrich Senn weiter. Zum fernern Ausbau der Bahn sei auf dem Bahnhof Eisen aufgestappelt, wie man hier Holzbeigen sieht. Und Wagen seien herumgestanden, die in zusammengestellter Masse ein ansehnliches Dorf gebildet hätten. *Unter diesen Wagen sind prächtig die Personenwagen. Welche Kosten die Herstellung u. Unterhaltung! Doch kam es uns gewissermassen vor wie vergängliches Kinderspielzeug.*

Im darauffolgenden Jahr konnte die gesamte Strecke Zürich-Romanshorn eingeweiht werden. Der Sechseläutenumzug vom 7. April 1856 war bereits Vorbote dieses Ereignisses. Jakob Senn berichtete am 19. April der Familie ins Fischenthal: *Zürich, als der künftige Knotenpunkt eines grossen Eisenbahnnetzes, sah an diesem Tage unter den paar hundert Personen, welche den Festzug bildeten, alle Hauptvölkerschaften des Erdkreises sowie zahlreiche europäische Varitäten vertreten.*

Mitte Juni liefen die Vorbereitungen für den Festakt auf Hochtouren. Man rüste gewaltig zu, liess Jakob Senn am 21. Juni die Familie wissen. Am 1. Juli erstattete er ihr über den Ablauf der Feierlichkeiten ausführlich Bericht. Unter klingendem Spiel mehrerer Musikkorps sei der Zug am Abend des Mittwochs von seiner Fahrt nach Romans-

horn zurückgekehrt, schrieb er. *Der Zug sämtlicher beim Feste speziell Betheiligter, vom Bahnhofe durch die Stadt, begann etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden nach der Ankunft, während welcher Zeit die beiden höchstgestellten Persönlichkeiten dieses Tages, Hr. Regierungspräsident Dubs und Dr. Alfred Escher, Direktor des Nordbahnunternehmens, in Reden sich ergossen, die Niemand hören konnte.*

Am Donnerstag erfolgte eine verbesserte Auflage des Sechseläuten-Umzugs. Das anschliessende Feuerwerk war laut Jakob Senn *über alle Beschreibung schön*, forderte in der gleichen Nacht durch Auslösung eines Brandes aber noch drei Todesopfer, was allein die allgemeine Festfreude ein wenig trübte.

Die Eisenbahn revolutionierte den Personen- und Warenverkehr. Nachdem Jakob Senn Anfang 1856 ein erstes Mal per Dampfwagen von Zürich nach Altstetten gefahren war, hatte er am 17. Februar der Familie im Fischenthal gemeldet: *Das geht allweg verdammt schnell, die Gegenstände scheinen windschnell vorüberzufliegen.* Die Eisenbahn eröffnete ihm auch hinsichtlich des Kontaktes zur Familie ganz neue Aussichten, war doch durch die Glattalbahn gleichzeitig auch das Zürcher Oberland erschlossen worden. Nach einem Besuch zu Hause schrieb er am 24. Mai 1856 aus Zürich: *Weil es heisst, es sei nach Eröffnung der Eisenbahn über Uster nahezu möglich, innerhalb 3 Stunden ins Fischenthal zu gelangen, könnt es leicht geschehen, dass ich noch vor Neujahr einmal eines schönen Sonntagmorgens bei euch erschiene.*

Heinrich Senn selbst benützte die Eisenbahn erstmals am Sonntag, den 23. August 1857. Er schreibt in seinem Tagebuch: *Ich und meine Schwester Barbara machten eine längst beabsichtigte Lustreise durch das obstreiche Thurgau nach Wyl (St.Gallen). Wir benützten die Eisenbahn Sirmach–Wyl retour (eine halbe Meile). Es war das erste Mal, dass wir per Dampf fuhren. Wir bewunderten natürlich diesen Riesen unserer Tage, nämlich die Dampfkraft in ihrer Anwendung, und freuten uns, auch einmal uns durch sie wiegen lassen zu können.*

Auch in den beiden kommenden Jahren bot sich ihm aufgrund besonderer Anlässe Gelegenheit, sich der Eisenbahn zu bedienen. Als er im Mai 1858 dem Bruder Jakob in Zürich einen Besuch abstattete, marschierte er von Steg nach Wetzikon, um von dort aus den Zug zu nehmen. Eineinhalb Jahre später, Ende Oktober 1859, reiste er mit seiner Braut und einer Begleiterin auf dem gleichen Weg dorthin, um in Höngg beim befreundeten Pfarrer Müller, der von 1854 bis 1857 sein Amt in Fischenthal versehen hatte, Hochzeit zu halten. Wobei er



den beiden Frauen allerdings auf der Hinreise den Fussmarsch ersparte. *Da es sehr schlecht Wetter war, so fuhren wir in einer Chaise bis nach Wetzikon*, schreibt er.

### *Wurden die Waisenkinder verkostgeldet* – Ein Beispiel für Armenfürsorge (1854/57)

In der Armenfürsorge veränderte sich im neuen Bundesstaat nicht viel. Sie war nach wie vor Sache der Gemeinden, die etwa Halb- und Vollwaisen bis zur Mündigkeit Unterkunft, Nahrung und das Allernötigste an Kleidung zukommen lassen mussten. Die Kinder wurden verdingt, das heisst, gegen ein Entgelt zu Leuten in die Kost gegeben. Dabei kam es gelegentlich zu Auswüchsen. Da die Familie Senn 1854 auch einen solchen Knaben bei sich aufnahm, vermag der Sohn Heinrich dieses Thema in seinem Tagebuch aus nächster Nähe zu beleuchten. Er berichtet unterm 17. April: *Es ist ein 17wöchiger Knabe, von einer ausser der Gemeinde sich aufhaltenden jungen Fischenthalerin, die ihrem armen Kinde nun keinen Vater zu geben oder zu nennen weiss, und das jezt die Gemeinde versorgen muss. Muter holte den Knaben heut Abends im Fischtel, von dem wir drei fr. wöchentliches Kostgeld erhalten werden. Und er schliesst: So haben wir heute, wie ich es bezeichnend nannte, das «Waisenhaus» eröffnet.*

Über die Verdingkinder wurde Jahr für Jahr in der Kirche neu verhandelt. Meist wurden sie skrupellos an jene Personen versteigert, die das geringste Kostgeld forderten. Unterm 6. Mai 1855 berichtet Heinrich Senn dazu: *Muter u. Barbara waren auch dabei, hatten aber unsern Schaagg nicht mitgenommen, weil er ihnen zu tragen zu schwer war und – weil sie befürchteten, er könnte ihnen, weil er so ein ungewöhnlicher braver Bub ist, abgejagt werden, was ohne Zweifel auch erfolgt wäre; denn es wurden Kinder zu äusserst geringen Kostgeldern begierig angenommen.* Das ursprünglich zugesicherte Kostgeld von 3 Franken war der Familie Senn bereits nach einem Monat gekürzt worden. Doch wurden sie zuletzt auch noch an dieser neuen Summe geschröpft. Heinrich schreibt: *Man hatte uns 2,62 versprochen, aber mit witziger Sparsamkeit nur 2 1/2 eingeschrieben und ausbezahlt.* Fürs laufende Jahr wurde nun das Kostgeld auf 2.30 Franken reduziert.

Es verringerte sich von Jahr zu Jahr proportional zum zunehmenden Alter der Kinder. Als Schaagg zweijährig war, wurde es noch auf



2 Franken veranschlagt. *Wir hätten ihn nicht fahren lassen können, er ist uns zu lieb geworden*, schreibt Heinrich Senn unterm 12. Mai 1856 dazu. Positiv vermerkt er zudem, dass diesmal *nicht so wie früher um die Kinder gegantet* worden sei. Im darauffolgenden Jahr war es wieder anders. *Sämtliche Verdingkinder wurden mit einer angemessenen Portion Wein und Brod bewirthet, jüngere bekamen ein Glas halb und ältere ganz voll*, berichtet Heinrich Senn unterm 10. Mai 1857, bevor er auf weniger Erfreuliches zu sprechen kommt. *Für das Jahr 56/57 bekamen wir 104 Fr. Kostgeld – für 57/58 bekommen wir nur 80 Frk.*, hält er fest, und vermerkt enttäuscht: *Das ist zwar an den Behörden unverzeihlich, dass sie so geranzet [d.h. gefeilscht] und geschachert um das Kostgeld, und könnte man die Freude an den Kindern nicht etwas anschlagen, so käme man zu kurz; aber eben gerade, wenn sie sahen, dass man Freude an den Kindern hatte, wollten sie Alles abmärtten.*

Besonders ans Herz ging ihm, dass der verehrte Pfarrer Müller dabei eine, wie er fand, unrühmliche Rolle spielte. Er war nach Höngg gewählt worden und wollte sich vielleicht vor der Abreise aus dem Fischenthal besonders gut mit den Gemeindebehörden stellen. Heinrich Senn berichtet jedenfalls: *Hauptsächlich der Pfarrer war derjenige, der so «für d' Gmeind ghuset» hat. Das ist offenbar im falsch verstandenen Interesse, Einzelne so zu drücken, die aus Liebe zu den Kindern diese nicht gern fahren lassen: Und wenn eine alte Witwe ihre Freude und ihre Kräfte an ein Pflegekind verschwendet, so soll sie einer ganzen Gemeinde zum Opfer werden, ja damit die Gemeinde weniger Steuern bezahlen müsse, soll diese Arme das Pflegekind umsonst nähren – oder so sie es aus Armuth nicht vermag, soll sie ihrer letzten Freude entsagen. Das ist jetzt Thatsache geworden. Alles Lob unserm hochverdienten Pfarrer Müller! Alles Lob! Aber wie alle Menschen hat er seine Schwächen und verkehrten Ansichten. Dessenungeachtet lieb ich ihn doch.*

*Das Geld gehöre den heimgekehrten Soldaten – Kriegsgefahr wegen Neuenburg (1856/57)*

Ende 1856 und Anfang 1857 hatte der Schweizer Bundesstaat eine schwere Belastungsprobe zu bestehen. Es drohte Krieg. Neuenburg, ein Fürstentum des preussischen Königs Friedrich Wilhelm IV., hatte im März 1848 einen republikanischen Putsch erlebt. Die Verbindungen zu Preussen hatten sich dadurch stillschweigend gelöst. Im September 1856 versuchten nun Royalisten das Fürstentum neu zu

errichten. Ohne Erfolg. Nach Niederschlagung ihres Aufstandes verlangte der König energisch die Freilassung der Gefangenen. Der Bundesrat forderte seinerseits eine Verzichtserklärung auf dessen monarchische Rechte an Neuenburg. Gegen Ende des Jahres verschärfte sich diese Krise. Auf die preussische Mobilmachung antwortete der Bundesrat mit Grenzbesetzung. *Die Zahl der an den Grenzen aufgestellten Schweizertruppen stieg auf beinahe 30 000 Mann*, hielt Heinrich Senn am 15. Februar 1857 unterm 24. Dezember 1856 in seinem Tagebuch fest.

Die nationale Begeisterung war gross. Er schreibt dazu: *Ein solcher Patriotismus trat kaum je zu Tag, wie es bei Anlass der gegenwärtigen Kriegsgefahr unter allen Klassen und in Allen Theilen der Schweiz geschehen ist. Aller Herzen waren freudig-begeistert auf das hochheilige Ziel der Vaterlandvertheidigung gerichtet; die Schaaren der aufgebotenen Truppen rückten allerorts überzählig ein; es bildeten sich Freikorps und Gesellschaften zur Unterstützung der Soldaten wie ihrer Familien in Menge. (...) Auswärtige Schweizer betheiligten sich eben so eifrig an der Sache ihres Vaterlandes, sie schickten mächtige Summen an Geld und boten ihre persönlichen Dienste an.*

Eine solche Spende erreichte auch das Fischenthal. Heinrich Senn berichtet: *Ungefähr Mitte Jenner langte ein Summe Geldes, 500 Fr., hier an, geschickt von einem in Mühlhausen niedergelassenen Fischenthaler, Heinrich Spörri. Er hatte das Geld auf den Fall hin geschickt, wenn der Krieg wirklich ausbrechen müsste u. dazu noch lange andauerte, dann die hinterlassenen Familien armer Soldaten damit unterstützt werden könnten.*

Als Mitte Januar die gefangenen Aufständischen freigelassen und nach Frankreich ausgewiesen wurden, das als Vermittler fungierte, war die unmittelbare Kriegsgefahr gebannt. Sämtliche Truppen wurden entlassen. Und am 26. Mai verzichtete der König auf Neuenburg.

Im Fischenthal kam es indessen wegen der genannten Spende zu einem grotesken Auftritt. Heinrich Senn erzählt: *Es verbreitete sich aber bald die Ansicht unter einem grossen Theil der Leute, das Geld gehöre den aus dem Felde heimgekehrten Soldaten. Diese selber, nachdem sie heimgekehrt, begehrten stark auf u. wollten durch alles hindurch das Geld heraus haben. Sie wurden zu dieser ungestümen Forderung hauptsächlich aufgestachelt von den Führern einer Partei, die den gegenwärtigen Gemeindevorstehern abhold u. feindlich ist. Den höchsten Punkt dieser Aufregung erreichten endlich ihrer Viere der fortgewesenen Militärs. In der Nacht vom 30/31 Jenner begaben sich diese stark berauscht aus einem Wirtshaus zur Wohnung unsers lieben Pfarrers, polterten, bis*

er die Thüre öffnete, (es war Mitternacht), und verlangten Aufschluss über den Zweck u. die Verwendung des Geschenks. Der Pfarrer ertheilte ihnen diese u. zeigte ihnen noch die Postkarte, die zum Gelde gekommen war; sie aber antworteten ihm so grob und wüsst, wie man es mit einer Feder nicht wiedergeben mag. Auf Zänkereien liess sich aber der Pfarrer nicht ein, sondern hiess die Flegel ihres Weges gehen u. die Forderungspartei winselte und tobte noch lange und versuchte alle Mittel, ihren Willen durchzusetzen.

Die Spende wurde letztlich rechtmässig dem Armengut einverleibt. Heinrich Senn bedauerte die Gesinnung der heimgekehrten Soldaten und brach in den Seufzer aus: *O, wie lang müssen noch Volksschulen und Bildungsvereine wirken u. arbeiten, bis statt des groben Meiselschlags eine erträgliche Glätte unter der Bevölkerung mehr entlegener Berge und Thäler bemerkbar ist. Das Fischenthal ist in dieser Beziehung noch nicht weit vorn. Auch um die Begeisterung für die Sache des Vaterlandes sei es hier spottschlecht bestellt gewesen.*

*Fleisch hatten wir seit Neujahr keines mehr – Kleinbäuerliche Ökonomie und Ernährungsweise (1857)*

Wie die kleinbäuerliche Ökonomie und Ernährungsweise im Zürcher Oberland im denkwürdigen Jahr 1857 aussah, zu dessen Beginn ein Krieg zwischen der Schweiz und Preussen nur knapp hatte vermieden werden können, beschreibt Heinrich Senn anschaulich in seinem Tagbuch.

*Um nun einigermassen ein Exempel darzustellen, wie man hier im armen Fischenthal sich durchbringen muss, so will ich eine kurze Schilderung unsers Haushalts hier folgen lassen, mit der Bemerkung, dass es nur eine kleine Anzahl Familien besser als wir hat, notiert er unterm 25. Oktober 1857.*

Zum sommerlichen und winterlichen Tagwerk bemerkt er: *Im Sommer arbeiteten wir auf den Gütern und hatten keine andern Einnahmen als etwa die Produktion von Milch und Anken, die wir zu Geld schlagen mussten. Ich für meine Person hatte von Frühling an bis gegenwärtig nicht über mehr als 10 Frk.! zu verfügen. So lange es draussen zu machen war, mussten wir draussen arbeiten, und nun es Winter ist, soll man mit der Weberei erwerben, was man durchs ganze Jahr für Ausgaben braucht. Letztvergangenen Winter konnte ich kaum drei Monate, natürlich in den kürzesten Tagen, weben. Dass man beinebens bei so weniger Uebung auch nicht der flinkste Weber ist, ist einleuchtend. Man soll aber*

*sehr viel daraus abheben, Kleider und bürgerliche Abgaben. Mein letztwintriger Weberverdienst belief sich vielleicht bis zwischen 30–40 Frk. Mit Kleidern kann ich mich demzufolge nur nothdürftig versehen und den Wirthen darf ich nie mein Angesicht zukehren, ausgenommen, wenn ich Amtshalber dazu veranlasst werde.*

*Zur Ernährung schreibt er: Was unsere Speise in der Haushaltung gegenwärtig betrifft, so haben wir die Wahl zwischen Kartoffeln, gesottenen Rübli, Rābenmus, verdünnten Most, dunkler Cichorienkaffee und dgl. wenigens mehr, Anken kommt fast auf Null zu stehen, und Milch haben wir dermalen auch nicht viel. Fleisch hatten wir seit Neujahr keines mehr und Kuchen ein paarmal. Einigermassen besser hatten wir es über den Sommer, meistens selbstgebackenes Brod und mit Milch abgekochtes Mehlmues, zum Trank unverfälschtes Wasser. Dies ist im Allgemeinen unsere Nahrungsweise. Zwar von Hunger, wie man diesen Begriff nihmt, ist bei uns keine Rede, aber nahrhaft sind genannte Speisen nicht für Solche, die so wie Unseren arbeiten sollte[n]. Man spürt nur zu gut, die Leerheit, das Unzureichende, selbst wenn man sich satt gegessen zu haben meint.*

*Zur gegenwärtigen winterlichen Arbeitsteilung schreibt er: Unsere Beschäftigung ist für uns Geschwister das Weben, für Vater das Spuhlen, für Mutter die Viehbesorgung, Kochen, Heizen und etwas Nähen. An Sonntagen und im Sommer fast durchgehends besorge ich das Vieh. So stehe im Allgemeinen ihr Haushalt, schliesst er, und beantwortet daraufhin die rhetorische Frage Könnten wirs viel besser haben? mit den Worten: Ohne einen besondern neuen Erwerbszweig nicht. Durch Sparen hauptsächlich haben wir Aussicht, unsere Lage einst ein wenig zu verbessern, und ich gestehe, ich würde etwa einmal etwas mehr Butter, Brod u. Fleisch nicht verschmähen. Bis dahin werden wir hausen müssen. Freilich, andere Leute von unserm Stande leben öfters besser, doch sind es Solche, die nicht einmal auf Morgen, geschweige auf übermorgen sorgen. Ich für meinen Theil will doch lieber noch ein wenig entbehren, weil ich noch jünger bin, bekomme ichs einmal besser, so nehm ich es im Alter auch gern an; verbessert sich meine Lage nicht, so habe ich mich doch nicht durch zu frühen Vielverbrauch darum gebracht.*

*Müssen so ziemlich Schmalhans haushalten – Die Ernährungssituation im Jahr 1858*

Die Ernährungssituation der Zürcher Oberländer Bevölkerung im Frühjahr 1858 war gespalten. Heinrich Senn umschreibt sie in seinem



Tagebuch unterm 23. März mit den Worten: *Gegenwärtig ist es eine Zeit, wo die Einen Tage und Nächte im Wirthshaus schwelgen, Andere vor Hunger (aus Armuth und Geiz) in Ohnmacht fallen und sterben.*

Die Familie Senn zählte eher zur zweiten Kategorie, wobei es weniger die Armut, als vielmehr, wie Heinrich Senn es selbst bezeichnet, der Geiz der Stiefmutter war, der die Gesundheit der Angehörigen gefährdete. Er schreibt unterm 9. März: *Wie ich schon früher in diesem Buche erzählt, mussten und müssen wir diesen Winter so ziemlich Schmalhans haushalten. Wir sind davon bereits sehr abgemagert und malade, traurig, düster und schwach geworden; gerade heute waren wir so schwach, dass wir nur fast nicht im Stande waren, die wässrigen schlechten Kartoffeln zu schälen. Den ganzen Winter hatten wir fast keine Milch, mussten uns mit schlechten unreifen Kartoffeln behelfen.*

Aus diesem Grunde freuten er und die Schwester Barbara sich besonders auf die Milch, die ihnen nach dem Kalben der einzigen Kuh im Stall zur Verfügung stehen würde. *Es ist bei herannahendem Frühling auch nicht gleichgültig, wie man sich körperlich befinde, wenn so Vieles und Schweres gearbeitet sein muss, das wissen wir zwei Geschwister wohl, die den schwersten Arbeiten vorstehen müssen,* bemerkt Heinrich Senn dazu. Doch sein und der Schwester Sehnen wurde gründlich enttäuscht. Die Eltern wollten die Milch anderweitig verwenden. Heinrich Senn schreibt: *Die Ältern schienen uns auch bis zum entscheidenden Zeitpunkt Beifall zu geben, jetzt aber, da die Kuh einmal gekalbet, und wir Milch haben, sitzen sie aufm alten Fleck: wollen das Kalb fett säugen, während wir Geschwister lieber Anken verkaufen und die Milch essen würden, zumal letzteres für den eigenen Vortheil besser ist, d. h. weil man aus dem Ankenverkauf mehr zieht als aus dem Kälbersäugen, und man somit die Milch für den eigenen Gebrauch nichts rechnen muss. Aber wie gesagt, die Ältern können sich zu nichts Entscheidendem entschliessen, und überdies hat lieb Stiefmütterchen uns längst im Geheimen aufbehalten, «das Chalb müess emol au z'leid feiss gsauget sy», ohne Frage, unter welchen Umständen.*

War das für die Erwachsenen bereits ein harter Schlag, die beiden Verdingbuben, die zu dieser Zeit zur Familie gehörten, traf es noch viel härter. Heinrich Senn empört sich: *Jetzt waren und sind [wir] unser sieben Personen: nebst uns ältern Leuten 1 vierjähriger und 1 halbjähriger Knabe – im Stall nur eine Kuh, die Milch giebt, und ein Kalb, die sie saugt!! Milch holen wir zuweilen noch anderswo, nur um den Kleinen durchzubringen – für den 4jährigen ist keine Gefahr mehr? Ist das verkehrte Wirtschaft oder nicht? Schon*



*ehe wir den Kleinen an die Kost genommen, sagten wir Geschwister das nun Erfolgte voraus und wussten, dass dem grössern Knaben abgehen müsse, was dem kleinern zukommt. Das kam so. Da sitzt der grössere manchmal beim Tisch und hat nichts vor sich als – Kartoffeln! Brei mag er keinen und Milch hat er keine, ein starker Contrast gegen früher, so dass es einen Stein erbarmen sollte. Die Ältern aber, die es vorher nicht glauben wollten, wollen sich jetzt vertheidigen und meinen, der «Grosse» möge es lange er leiden, bis er so mager sei, wie noch viele. – Das sind die, welche sich immer brüsten, sie könnten kein Kind hungern sehen!*

In andern Familien sah es in diesem Frühjahr 1858 noch schlimmer aus. Heinrich Senn berichtet unterm 23. März: *Kürzlich starb eine Frau im Kindbett, als sie 5 Stunden zuvor noch gewoben u. dann geboren hatte. Selbst sonst unerleuchtete Menschenkinder sahen den Grund zu dieser Erscheinung darin, dass diese Frau lange Zeit sich bloss mit kleinen Kartoffeln hat behelfen müssen. Und im Hinblick auf die eigene Situation erhebt er noch einmal nachdrücklich die Anklage: Andere Menschenkinder aber halten es für sträfliche Ungenügsamkeit und Schwelgerei, wenn man im Mindesten eine Auswahl der Speisen macht und die Milch vor dem Wasser zieht. – Die Milch gehört den Schweinen und Kälbern!!*

*Um sich nach Neapel anwerben zu lassen – Das Ende des Soldwesens (1859)*

Neben der Bettelei hatte in den 1840er- und 1850er-Jahren für Manchen der Solddienst in Neapel einen letzten Ausweg aus der Verdienstlosigkeit geboten. Die Bundesverfassung von 1848 hatte zwar den Abschluss von Militärverträgen mit ausländischen Mächten verboten. Ein Bundesbeschluss vom 20. Juni 1849 erklärte es *als mit den politischen Grundlagen der Schweiz als eines demokratischen Freistaats für unverträglich* und für einstweilen verboten. Damit waren jedoch die bestehenden Soldverträge nicht aufgehoben. Noch bestand ein Werbevertrag mit dem Königreich Neapel und beider Sizilien, der ab 1855 nur noch für Offiziere galt und am 15. Juli 1859 auch für diese auslief.

Unterm 11. Juni 1852 gibt Heinrich Senn in seinem Tagebuch ein Bild von den verquickten Verhältnissen. Er schreibt: *Kam ein alter Betler ab dem Steinbühl (Steinbühler genannt); der klagte auch über die böse, verdienstlose Zeit. Er erzählte, dass so eben mit ihm sein Sohn Salomon übers*

*Hörnli nach Konstanz gehe, um sich dort in militärische Dienste nach Neapel anwerben zu lassen, weil er als Nagelschmied nirgends Arbeit bekam.*

Doch allzu rosig darf diese Alternative nicht eingeschätzt werden. Wenn Heinrich Senn am 4. Februar 1851 über den an früherer Stelle erwähnten Sohn eines Schoch ab Hinteregg bemerkt, *gegenwärtig lebt er als ein vierzigjähriger entlassener höchst entsittlichter Söldner im Armenhause auf dem Langenberg*, so zeigt das dreierlei: wie abschätzig heimgekehrte Söldner im allgemeinen beurteilt wurden; die sittliche Verwilderung, welche der geleistete Kriegsdienst gewöhnlich bewirkte; und dass die Heimkehrer oft der Gemeinde zur Last fielen. Dass es sich bei ihm um einen illegitimen Sohn handelte, lässt bereits ahnen, dass es neben der Verdienstlosigkeit auch noch andere Gründe gab, in fremde Kriegsdienste einzutreten. Manch einer wählte diesen Weg auch als Flucht aus einer verfahrenen persönlichen Situation. Deutlich geht dies aus dem ausführlichen Porträt eines Söldners hervor, das Heinrich Senn in verschiedenen Einträgen über dreizehn Jahre hinweg vervollständigt hat.

Er hiess Jakob Diener und stammte ab dem Hörnli. *Seine Lebensgeschichte ist reich an traurigen u. empörenden Momenten*, hielt er unterm 9. Mai 1864 fest. *In seiner Jugend, in der frühesten, wurde er von seinen Eltern verzogen, zu mild behandelt, eigentlich schon zum Schelmen gemacht. Es änderte sich das Blatt mit dem älter werden des Knaben, so dass er im fünfzehnten Jahre lange nicht mehr so viel Recht hatte, wie im fünften. An ihm wurde überhaupt eine total verkehrte Erziehung geübt.* Eine Anekdote aus dessen Jugendzeit hatte Heinrich Senn am 16. März 1851 überliefert. Als der Knabe die Eltern während der Feldarbeit mit Föhrenzapfen beworfen und ihnen *wüste, unfläthige Sachen* zugerufen habe, habe der Vater zu einem Schwager gesagt: *«Jä gä Du, seb git en Lustige!»* Wie lustig er wurde, zeigen Heinrich Senns weiteren Notizen.

Unterm 26. Januar 1851 schreibt er: *Schon viele Jahre hielt man ihn für wahnsinnig, wobei er entsezlich wüthete, eigens für sich ausgewählte, gute Speisen haben wollte u. auch erhielt; dann aber doch seine Eltern nicht selten schlug, in der Stube herumschleppte u. allen ihm Entgegentretenden das Messer entgegen hielt. Einige male war er deswegen in einer Strafanstalt gewesen, wo er keine Spur von Wahnsinn zeigte. Vor einem Jahre kam er als ein riesiger, bärtiger Strolch wieder heim u. hielt sich seitdem still und zahm.*

Ende 1850 wurde er nun aber von einer Jungfer Spörri im Gfell der Vaterschaft angeklagt. *Der junge Diener hätte sie eigentlich ohne Verzug*

geehlicht, aber seine Eltern redeten ihm so lange zu und dawider, dass sich ein kostspieliger Prozess zwischen den beiden jungen Leuten entspann, der in nächster Zeit der Entscheidung wartete, berichtet Heinrich Senn dazu. Der Grund der Widerrede habe in einem etwas ehrgeizigen Charakter von des Jünglings Eltern gelegen, die nicht zugeben wollten, dass ihr Sohn eine Tochter aus einem so verrufenen Hause heirate, wo der Vater ein Fallit, eine Schwester als Hure vor Gericht verurtheilt u. ein Bruder selbst der Vater eines unehlichen Kindes sey. So brav, wie ihr Liebhaber, wäre sie jedenfalls gewesen, schreibt Heinrich Senn weiter. Ihr sei von allen, die sie kannten, das Zeugnis ertheilt worden, dass sie eine nicht ganz verwerfliche Ausnahme vor den andern Hausgenossen mache und, vor allem, arbeitsam sei. Beinahe hätte sich sein Bruder Jakob beim Pfarrer für das Paar verwandt, da änderte eine Zeitungsmeldung über den Doppelselbstmord eines Liebespaares in Wien schlagartig die Meinung der Eltern. Sie erlaubten dem Sohn die Ehe.

Am 2. Februar wurde sie prompt in Sternenbergr verkündet, nicht aber im Fischenthal. Das kam so: Er [Diener] hatte am vorhergehenden Samstagabend 48 Thaler von seinem Vater erhalten und zum Theil erstehlen können u. versprochen, er wolle zum Pfarrer, um ihn um die Verkiündigung der Hochzeit zu bitten. In den Oberhof gieng er, zum Pfarrer aber nicht, wozu er viele Gründe gehabt haben mochte, schreibt Heinrich Senn, und setzt hinzu: Ich selber sah ihn Nachts durchs Thal hinab kommend in der Weinschenke des Ziegler Egli im Boden einkehren.

Als Diener etliche Tage fortblieb, erschien am 9. Februar in der Bürklizeitung ein Inserat, worin Rudolf Diener im Hörnli seinen Sohn Jakob verruft und Jedermann warnt, sich des Umgangs mit Jenem zu enthalten, wofern er nicht jeden aus diesem Umgange entstehenden Nachtheil an sich selber tragen wolle.

Jakob Diener suchte sein Heil in der Flucht, liess sich in die Kriegsdienste nach Neapel anwerben, und erhielt 140 Frk. Handgeld, wie Heinrich Senn unterm 16. März 1851 festhält. Die Werbung sei in Lichtensteig erfolgt, durch Anleitung des dorthum hausirenden fallitten Wirth[s] u. Exkantonsrath[s] Senn im Rohr, hält er ergänzend fest, und fährt fort: Die bedungene Dienstzeit soll vier Jahre dauern, so erzählte man mir kürzlich. Der Werber soll grosse Freude bezeigt haben über den jungen hübschen Mann, dergleichen er seit lange Keinen mehr erwischt, nach seiner eigenen Aussage. Diener ist erst zwanzig Jahre alt, gross, kräftig, mit hübschgebildetem, bärtigem Antlitz.

Nach Ablauf der vierjährigen Dienstzeit kehrte Jakob Diener wieder heim ins Fischenthal. Nach seiner Ankunft bemerkte Heinrich Senn unterm 30. Juni 1855: *Noch ist er der Schelm, der ältere, faulenzet, rumort im Wirthshaus und saugt (und peitscht ohne Zweifel bald wieder) seine Eltern aus. Wäre er doch in Neapel geblieben, wol gar als moralisch Tödter bei den körperlich Todten.*

Diener wurde in der Folge Polizeisoldat in Basel, diente nachher als Tagelöhner bei einem Zimmermeister, konnte überall recht thun, nur bei seinen Eltern nicht, wie Heinrich Senn am 9. Mai 1864 festhält. Und er fährt fort: *Im Herbst 1863 zogen seine Eltern aus ihrem Hause weg u. mietheten im Althörnli hinunter, einzig zum Zweck habend, den verlorenen Sohn von sich zu entfernen, der ihnen gleichwol auch dorthin nachfolgte, bis er nun endlich ausführte, was er lange vorhergesagt, was seine Eltern lange vermuthet oder wollen besser Unterrichtete leider sagen: – gehofft haben! Jakob Diener entleibte sich als 33-jähriger am 8. Mai 1864 im Hörnli an einem Eichenast.*

Heinrich Senn schreibt unterm 9. Mai 1864 weiter: *Dieser Unglücksfall erregte grosse Aufregung unter der Bevölkerung, Schrecken, Abscheu, Mitleid u. Furcht. Aber auch spekulative Zudringlinge erweckte er. So konnte sich z.B. ein armer Schneider Stutz nicht genug beeilen, die Unglücksstätte zu erreichen, um wo möglich dazu zu gelangen, den Verunglückten herunterzuschneiden! Er erwartete oder hoffte für diesen delikaten Dienst eine grosse Belohnung; er kam aber zu spät. Der Polizeisoldat, der mit der nöthigen Beamtung hingegangen, hatte den Unglücklichen schon heruntergenommen. Während dieses grausigen Aktes erhellte ein Blitzstrahl den gewitterdunkeln Tag!*

Dieser ungewöhnliche Todesfall verursachte ein bemerkenswertes Nachspiel. Wegen seines Begräbnisses, schreibt Heinrich Senn weiter, erhob sich viel widriger Streit in der Gemeinde. Von Vielen war noch die Meinung geäußert worden, ihn nach altem Brauch in ungeweihte Erde zu verscharren. Der Pfarrer fragte durch Zuschrift die Kirchenpflege um ihre Ansicht an. Ich unterschrieb mit «Ja» für Bestattung auf dem Gottesacker, und die Mehrzahl der Kirchenpfleger war derselben Ansicht, aber doch noch nicht Alle. Er wurde dann zwar auf dem Gottesacker, aber in einem abgegrenzten Winkel, übrigens in aller üblichen Form bestattet.

Inzwischen war das Schweizer Soldwesen abgeschafft worden. Vom 30. Juli 1859 an verbot ein Bundesgesetz jedem Schweizerbürger den Eintritt in diejenigen Truppen des Auslands, welche nicht als Nationaltruppen des betreffenden Staates anzusehen sind. Unerlaubter Solddienst wurde fortan mit Gefängnis bis zu drei Monaten sowie mit dem Verlust des



Aktivbürgerrechts bis zu fünf Jahren bestraft, die Anwerbung auf Schweizer Territorium mit bis zu drei Jahren Gefängnis geahndet.

Mit einer Meuterei hatten die Soldtruppen am 7./8. Juli 1859 auf den Entzug ihrer kantonalen Insignien reagiert. 84 Söldner fanden dabei den Tod. Ein ausgesandter Kommissar erwirkte bei König Franz II. die Begnadigung der Meuterer. Rund 7500 Soldaten traten daraufhin den Heimweg an. Trotz des Verbots liessen sich aber doch einige Hundert erneut von König Franz II. anwerben oder traten in den Dienst des Kirchenstaates. Als König Franz II. am 13. Februar 1861 bei Gaeta gegen die Truppen Giuseppe Garibaldis unterlag, lösten sich auch noch diese letzten neapolitanischen Schweizerregimenter auf.

### *Spüren deutlich die Folgen am eigenen Körper – Die Ernährungssituation im Jahr 1859*

Schilderte Heinrich Senn in seinem Tagebuch die familiäre Ernährungssituation im Frühjahr 1858 bereits als prekär, im Frühjahr 1859 zeichnete er sie noch schlimmer, obwohl er die *gegenwärtige Zeitperiode hinsichtlich des Verdienstes und der Lebensmittelpreise eine der besten* nennen musste. Unterm 19. Februar 1859 beklagt er sich darüber, dass er und seine Geschwister sich seit einiger Zeit *mit schlechter Speise abgeben* müssten. *Erdäpfel und – Wasser, Morgens, Mittags, Abends und sonst wenig mehr*, schreibt er. Schuld daran hatten wie bereits im Vorjahr weniger die allgemeinen, als vielmehr die häuslichen Verhältnisse. Die Stiefmutter wollte mehr und anderes nicht zugestehen.

Heinrich Senn schreibt: *Ich habe berechnet, dass zum Höchsten angeschlagen der Werth der Speise, die dieser Zeit her Einer von uns bekommt, per Tag nicht über zehn Rappen steigt! – Milch haben wir leider dermalen keine. Wir spüren aber auch deutlich die Folgen dieser schlechten Unterhaltung am eigenen Körper; nicht nur die Kräfte der Glieder, sondern Stimme und Gedächtnis sind schwach geworden, und noch nie sah man dem Vater das Altern so augenscheinlich an wie gegenwärtig. Dieser Zustand wird bis Mai andauern, wo wir dann hoffentlich wieder Milch bekommen.*

Da er diesen Eintrag erst am 15. April nachtrug, konnte er aus Distanz dazu bemerken: *Bis heute hat sichs um Nichts gebessert.* Und er fährt fort: *Wir hätten es, ohne eigentlich krank zu werden, nicht ausgehalten,*



*wenn wir nicht für die Noth einiges Brod angeschafft hätten, um fortwährend damit die entkräftete Natur zu unterstützen. Zum Weben hatten wir dieses durchaus nöthig, und befanden wir uns auch Gott Lob seit jener Zeit (von Ende Feb. bis dato) leidlich.*

Obschon die Eltern den Mangel auch spürten, so sei es ihnen doch auf wissenschaftliche Weise nicht begreiflich zu machen, dass zum Leben mehr gehöre als Kartoffeln und Wasser, schreibt Heinrich Senn weiter. *Wollten wir dieses thun, so bezichtigen sie uns der Ungenügsamkeit und ähnlicher Untugenden. Darum schweigen wir und stellen uns, wenn nicht gerade aufgeräumt, doch nicht griesgrämisch, bis sie selber sich über genanntes Elend beklagen, wenn nicht wir es thun.*

Als sich die Eltern im folgenden Herbst entschieden, zu den beiden bisherigen Verdingbuben noch einen dritten aufzunehmen, spitzte sich die Lage zu. Am 13. November schrieb Heinrich Senn: *Heute dungen wir zu den beiden Kostgängern noch einen dritten, einen fünfwöchigen Knaben. Und er setzte hinzu: Jetzt haben wir aber bald genug Knaben! Um des Profits willen müsste man keine annehmen.*

Tatsächlich schlug die Sache nicht gut aus. Am 25. Februar 1860 starb der Knabe. Das bedeutete für die Stiefmutter in zweierlei Hinsicht einen harten Schlag. Sie war in ihrem Ehrgeiz verletzt. Unverhohlen habe sie gesagt, berichtet Heinrich Senn: *Das Sterben des Kindes gienge ihr nicht so zu Herzen, wenn es nur bei seinen Eltern stürbe, statt hier.*

Sie hätte, vermutet er weiter, den Knaben auch gerne gegen ihn und seine ihm vor kurzem angetraute Frau ins Feld geführt. *Es ist, schreibt er, eine langjährige und immer vester vorgefasste Absicht der lieben Mutter, uns Stiefkinder zu verdrängen, was sie für diesen Zweck schon für Mittel gebraucht, ist hier anzuführen zu weitläufig. Der gegenwärtige Stein des Anstosses sind aber ich und meine Frau und unser in Hoffnung stehendes Geschlecht: Mutter meinte nun durchaus, der fremde Knabe müsse am Leben erhalten werden, damit es dann seiner Zeit zur Unmöglichkeit werde, dass noch ein Kleines neben den vorhandenen drei Knaben Platz haben könne.*

Voller Betrübnis hatte Heinrich Senn all dies seinem Tagebuch anvertraut, um beispielhaft zu zeigen, wie übel man daran ist, wo man in einem Hause nicht einträchtig handelt. Erst fünf Jahre später sollte er vom elterlichen Joch befreit werden.

*Will sich der ältern Volkslieder annehmen* – Geselliges Leben im  
Gesangsverein (1855/60)

Aus dem Fischenthaler Bildungsverein unter Führung Pfarrer Müllers ging im November 1855 ein Gesangsverein hervor. Heinrich Senn schreibt unterm 11. November in sein Tagebuch: *Nach den Verhandlungen stifteten sie noch eine Brüderschaft, einen Männer-Sängerchor. Dieser Chor will sich vornehmlich der ältern guten Volkslieder wieder annehmen, gegenüber den neuen gar zu künstlichen, die nur mit vieler Mühe zu erlernen sind.* Sein Bruder Jakob gehörte zu den Mitgliedern. Zum Leiter wurde Sekundarlehrer Jakob Müller bestimmt. Nach wenigen Proben trat der Chor bereits an Weihnachten in der Kirche auf.

Gesangsvereine waren bereits nach dem liberalen Umschwung der 1830er-Jahre landauf und landab entstanden. Das Gesangswesen war damals den Händen der Kirche entglitten. Für das Jahr 1834 ist auch in Fischenthal eine solche Singgesellschaft bezeugt. Der zweite Fischenthaler Sekundarlehrer Heinrich Leemann, der von 1840 bis 1842 in der Gemeinde wirkte, erwarb sich das Verdienst, den ersten Männerchor gegründet zu haben. Für das Jahr 1843 ist zudem ein gemischter Chor verbürgt. Durch den Patriotismus, der dem neuen Bundesstaat galt, wurde das Gesangswesen nun erst recht eine Massenbewegung. Im April 1851 übte der Fischenthaler Männerchor, dem auch Heinrich Senns Bruder Jakob angehörte, auf *das zürcherische Bundesfest* und trat zu diesem Anlass am 4. Mai mit dem Gemischten Chor in der Kirche auf.

Dem Männerchor, der im Schulteil Lenzen gegründet wurde und unter Leitung des jeweiligen dortigen Lehrers stand, trat im Herbst 1858 auch Heinrich Senn bei. Er schreibt unterm 12. September in sein Tagebuch: *Das erste Mal in meinem Leben, dass ich einem Gesangsverein angehöre.* Die Mitglieder trafen sich auch ausserhalb der alle zwei Wochen sonntags abgehaltenen Proben zu geselligem Beisammensein. Heinrich Senn hält unterm 10. Februar 1859 fest: *Nachts kamen 5 von meinen Singkameraden, um hier bei uns zu singen, wie wir dies heuer da u. dort mehrmals gethan. Es waren vergnügte Stunden.* Vergnügte Stunden brachten auch gelegentliche Vereinsausflüge, wie jener aufs Hörnli, den Heinrich Senn unterm 2. Juni schildert: *Der Chor nahm ein Fässchen Bier mit und trank und sang droben tapfer.* Heinrich Senn war zu dieser Zeit frisch in seine zukünftige Frau verliebt. Das dürfte mit ein

Grund gewesen sein, weshalb ihm in der Probe vom 12. Juni ein Lied besonders Eindruck machte. Er schreibt: *Es beginnt: «Am Rasenhügel hob ich mich empor, wo ich in düstern Träumen mich verlor; Und seufzend schaut' ich in den weiten Raum: Das Leben ist ja nur ein Traum.»* Die Melodie habe sein Gemüt lebhaft ergriffen.

Indessen behagte ihm die Gesellschaft im Lenzer Chor immer weniger. *Die Mehrzahl der Mitglieder dieses Vereins sind mir etwas zu kellenländisch*, schreibt er dazu. Diese alte Bezeichnung für das obere Tösstal, die auf dort im Winter traditionell betriebene Schnitzarbeit zurückgeht, setzte er mit Grobheit gleich. Nach seiner Heirat im Oktober 1859 wechselte er am 8. Januar 1860 in den Fischenthaler Männerchor. *Mit mir, fährt er fort, geht ein junger Heinrich Keller im Esch, dem es ebenfalls wegen den Flegelsubjekten im Lenzen nicht mehr gefallen hat.* Doch scheint er dabei vom Regen in die Traufe gekommen zu sein, wenn er unterm 22. Januar berichtet: *Ich sang heut wieder im Männerchor. Da wir im Oberhof sangen, so ward ich, weil es eben nur zu viel Wirthshäuser hat, von meinen Kamaraden verleitet, an fünf Orten einzukehren. Ich brauchte dazu beinahe zwei Franken und brachte einen Rausch heim. Das kam mir so wenig wie meiner Frau erbaulich vor, und ich muss gestehen, dieser erste(!) Rausch in meinem Leben erweckte in mir durchaus nicht das Verlangen zum vielen Trinken.*

So dauerte es nicht lange, bis Heinrich Senn auch diesem Chor den Rücken kehrte. Unterm 1. Juli 1860 hält er fest: *Heute meldete ich durch Hs. Heinrich Keller im Esch meinen Austritt aus dem Männerchor Fischenthal. Ich that es deswegen, weil es mir ungelegen und oft unmöglich war, jeden Sonntag von Hause zu gehen; ich wollte lieber meine freie Zeit auch zeitweise bei Hause verbringen, besonders seitdem ich eine Frau habe, deren Gesellschaft mir immerhin so lieb, ja oft lieber ist, als die Gesellschaft junger Kamaraden, deren Zweck nicht immer das Singen ist.*

### *Zank wegen des Bauplatzes fürs Polytechnikum – Gründung einer nationalen Hochschule (1855/64)*

Als erste nationale Hochschule des neuen Bundesstaates wurde im Oktober 1855 in Zürich das Eidgenössische Polytechnikum eröffnet. Der Gründung war ein langwieriges parlamentarisches Ringen vorausgegangen, in dessen Verlauf der Plan einer Nationaluniversität

verworfen wurde, weil die Westschweizer Kantone eine Germanisierung des Bildungswesens befürchteten. Ein neuer Entwurf sah die Schaffung eines Polytechnikums mit politisch-humanistischen Zusatzfächern vor und wurde am 2. und 7. Februar 1854 von den Räten gebilligt.

Die neue Anstalt sollte Techniker für den Hochbau, den Strassen-, Eisenbahn-, Wasser- und Brückenbau, für industrielle Mechanik und Chemie sowie für die Forstwirtschaft *unter steter Berücksichtigung der besondern Verhältnisse der Schweiz theoretisch und sowie thunlich praktisch* ausbilden.

Anfangs wurde den Polytechnikern der Unterricht in sechs verschiedenen Auditorien erteilt. Sie gerieten deshalb häufig mit den Studenten der Zürcher Universität aneinander, die im April 1833 eröffnet worden war und 1858 ihr 25jähriges Jubiläum feiern konnte. Am 1. Mai meldete dazu Heinrich Senns Bruder Jakob aus Zürich ins Tösstal: *Vorgestern fand hier die 25jährige Stiftungsfeier der Hochschule statt, wobei alle Professoren, die meisten Studirenden und ein grosser Theil derjenigen, welche früher studirten, in feierlichem Aufzuge sich zuerst für den Hauptakt in den Grossmünster begaben und hernach bei gemeinsamem Festmahle im Casino (Stadtgesellschaftshaus) sich versammelten und «lustig machten». Natürlich hatte das Publikum dabei wenigstens das «Zusehen». Ich machte eine Bemerkung, dass nämlich während alle Uebrigen mit entblösstem Haupte zur Kirche zogen, einzig Hr. Professor Moleschott seinen Hut auf dem Kopfe behielt. Bekanntlich läugnet er die Unsterblichkeit der Seele und will selber nichts besseres sein als ein gescheidtes Stück Vieh.*

Heinrich Senn kopierte die Briefe seines Bruders Jakob an die Familie über Jahre hinweg feinsäuberlich in sein Tagebuch, um ihren Inhalt aufzubewahren. So findet sich darin auch eine Notiz zum geplanten Neubau, der die Platzprobleme des Polytechnikums lösen sollte. Am 19. September 1857 teilte Jakob Heinrich mit: *Viel Zank ist hier wegen des Bauplatzes fürs Polytechnikum, dessen Bau nächstes Frühjahr in Angriff genommen werden muss. Die Einen und zwar bis dato die Mehrheit wollens ausser die Stadt in die Nähe des neuen Kantonsspitals (Schienhutplatz) bringen, die Andern ereifern sich für Plätze in und an der Stadt und Alle haben begreiflich das Beste im Sinn. Der Zank nimmt sich nach der Hand so kleinlich aus, als irgend einer, wo es sich um kein Polytechnikum handelt.*

Mit dem Neubau beauftragt worden war der an der Hochschule lehrende Hamburger Architekt Gottfried Semper. Nachdem Hein-



rich Senn im Frühling 1858 seinen Bruder in Zürich besucht hatte, bemerkte er unterm 23. Mai in sein Tagebuch: *Nach dem Morgenessen machten wir wieder die Runde durch die Stadt, und konnte ich so ziemlich die Stadt Zürich bestaunen, soweit es in zwei halben Tagen möglich ist. Ich musste wohl erstaunen ob den vielen Prachtgebäuden (denn ich war seit 1849 nimmer in Zürich), die gleichsam nur zum Boden heraus zu schiessen scheinen.*

Zu diesen aus dem Boden schiessenden Prachtgebäuden gehörte auch das neue Polytechnikum, das letztlich ausserhalb der Stadt in die Nachbarschaft des Kantonsspitals zu stehen kam. Der imposante, freistehende Bau mit architektonischen Anklängen an Formen der Renaissance und des Spätbarock wurde im April 1864 fertiggestellt und nahm fortan die rasch wachsende Zahl der Polytechniker auf. Neben dem Bundeshaus in Bern, das 1857 vollendet worden war, stellte das Polytechnikum in Zürich ein zweites wichtiges Prestigeobjekt des jungen Schweizer Bundesstaates dar.

### *Einzelne wollten sich nicht einschreiben – Die Volkszählung von 1860*

Im Frühjahr 1850 war eine erste vom Bundesrat angeordnete gesamtschweizerische Volkszählung durchgeführt worden und ergab für den jungen Bundesstaat eine Bevölkerung von 2 392 740 Personen. Heinrich Senn vermerkte unterm 19. März 1850 in sein Tagebuch: *Als ich heimkam, sagten sie mir, es sei Einer dagewesen, der uns Ein jedes mit Namen und Alter in die Völkzählung eingezeichnet habe.* Diese Volkszählung sollte nun regelmässig alle zehn Jahre erfolgen. Das besagte ein neues Bundesgesetz vom 3. Februar 1860, das die Verbesserung der Statistik im Auge hatte. Als sie im November 1860 an die Hand genommen wurde, gehörte Heinrich Senn zu jenen, die in die Häuser gingen, um die fraglichen Erhebungen zu machen.

Er schreibt unterm 23. November 1860: *Von zehn solchen Zählungsbeamten im Fischenthal bin auch ich Einer, für den Schultheil Lenzen.* Als sie sich im Oberhof versammelten, um Instruktionen einzuholen, taten sie es vergebens. Heinrich Senn schreibt: *Mit dieser Instruktion giengs aber sehr kurz zu, weil die hierzu nothwendigen Instruktoren u. Materialien fehlten, daher wussten wir in dieser Sache nicht viel mehr im Heimgehen als im Fortgehen.* Die gedruckten Instruktionen reichten aber aus. Die Zeit hatte man sich



mit Kartenspiel vertrieben. Mit Recht habe einer unter ihnen gesagt: *Das ist eine Lumpenversammlung gewesen.*

Am 5. Dezember verteilte Heinrich Senn die Haushaltungszettel, in die sich die einzelnen Familien unter Angabe des Alters, Berufs, Geburtsorts und anderem mehr eintragen mussten. *Ich war vorher noch nie in alle Häuser gekommen, und war es mir daher diesmal nicht sehr zuwider, hält er dazu fest. Über die Reaktionen in der Bevölkerung schreibt er weiter: Vorzüglich waren es überall die Weiber, die in der Volkszählung etwas Dummes oder Verdächtiges erblickten und fast alle wie darauf instruiert sagten: Es wäre besser, die «Regierung» würde uns einen Sack Mehl oder eine Summe Geldes schicken. Bei der Nachfrage nach der Zahl von Gewehren war die Furcht vor Krieg an der Tagesordnung. Einzelne wenige wollten sich aus den erwähnten u. andern Gründen nicht einschreiben oder einschreiben lassen (dabei war auch die Furcht vor Steuererhöhung).*

Am 10. Dezember sammelte Heinrich Senn die Haushaltungszettel wieder ein und hatte damit *bis Mittags den 11. zu thun.* Welche Überraschungen sich ihm dabei boten, erzählt er in einer bezeichnenden Anekdote. Er schreibt: *Als ich unter andern Einen damit vertrösten wollte, was er im Zedel unvollständig oder mangelhaft mache, das wolle ich dann schon nachbessern, da wandte er sich entrüstet gegen mich und verwahrte sich feierlich dagegen, dass ich nichts an seiner Sache ändern solle, denn was Uebels daraus entstühnde, müsste er tragen. Ich beruhigte ihn wegen dieser Befürchtung, so gut ich konnte. Als ich einige Tage darauf wieder umher gieng, die Haushaltungszedel einzuziehen, hatte der Betreffende den seinigen noch nicht geschrieben, weil – er es nicht gekonnt und ohne Zweifel befürchtet hatte, selber etwas zu seinem Schaden zu schreiben. Seine Söhne und Töchter getrauten sichs auch nicht, und er wollte das Ganze mir überlassen! Weil ich mir aber vorgenommen, soviel möglich die Hausvorstände schreiben zu lassen, aus dem einfachen patriotischen Grunde, damit es nicht scheine, als könne in einem ganzen Schultheil kaum ein Mensch schreiben – aus diesem Grunde diktirte ich dem Betreffenden, was und wo er schreiben solle, und nach langer, langer Weile kam es nothdürftig zu Stande.*

An den folgenden zwei Tagen musste Heinrich Senn die gemachten Angaben in grössere *dazu bestimmte* Formulare übertragen, und als er sie am 18. Dezember dem Gemeindeschreiber einhändigte, erlebte er die Genugtuung, dass dieser sie für *musterhaft* befand. Seine Entlöhnung betrug 12 Franken.

Gesamtschweizerisch hatte die Volkszählung eine Bevölkerung von 2 510 494 Menschen ergeben. Seit 1850 war sie somit um

117 754 Personen angestiegen. Dass dieses Ergebnis ein verlangsamtes Bevölkerungswachstum anzeigte, gab zu Besorgnis Anlass. Allerdings war auch die Sterberate rückläufig.

Mit dieser Feststellung schliesst dieser Bogen von Zeitbildern aus dem Tagebuch des Fischenthaler Landwirts, Heimwebers und Volkschriftstellers Heinrich Senn, der die Ausgestaltung des 1848 gegründeten Schweizer Bundesstaates als aufmerksamer Zeitgenosse verfolgt und in zahlreichen Notizen ausführlich und eindrücklich kommentiert hat.

### **Quellen:**

Heinrich Senn: Tagebücher I–X (1850–1885), ungedruckt, Privatbesitz.  
Jakob Senn: Ein Kind des Volkes, Bern 1888, Zürich 1966, Zürich 1971.  
Hermann Lüssi: Chronik der Gemeinde Fischenthal, 1933.  
Chronik der Schweiz, Dortmund/Zürich, 1987.

